113.

ALBERTUS KIRCHMAYER
CAN. R.W. PROF. RHET.

<36622318910012
S
<36622318910012
Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. coll. 243.

878

Lebensbeschreibungen

und

Charakterschildrungen

berühmter Männer.

Herausgegeben

von

G. F. Palm.

Zweiter Band.

Hannover,

bei den Gebrüdern Hahn.

1797.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsanzeige.

I. Heinrich der Löwe; Herzog von Baiern und Sachsen. . . . Seite 1.

II. Ferdinand Kortes . . . . . 33.

III. Feldmarschall Schomberg. . . . 58.

IV. Johann Huß. . . . . . 105.

V. Necker. Aus dem Werke des Herrn de Maillant: Du Gouvernement, des Moeurs et de Conditions en France. 152.

VI. Danton. Aus einem zu erscheinenden größern Werke über die französische Revolution. . . . . . 187.

VII. Ro-

VII. Robertson. Univers. Mag. Oct. 94. . 206.

VIII. Peter der Einsiedler. . . . 219.

XI. Petrarch. . . . . . . 231.

Hein-

Heinrich der Löwe;
Herzog von Baiern und Sachsen. *)

Die Wurzel, aus welcher der noch blühende Stamm des Braunschweig-Lüneburgischen Gesamthauses entsprossen ist, verliert sich so weit in die Zeiten des grauen Alterthums, daß es für den Geschichtsforscher, selbst, wenn er aus Quellen und nicht aus den Kanälen späterer Bearbeiter seine Kenntnisse schöpft, äußerst schwer, wo nicht unmöglich, ist, ihren ersten Ursprung mit Zuverlässigkeit anzugeben.

Schon

*) Diesen, vom Herrn Superintendent, **Otto Giseke**, zu Ebeleben, nach Rethmeiers Chronick und den Origines Guelficæ ausgearbeiteten Aufsatz, nahm ich schon im Jahre 1789, in mein **Wissenschaftliches Magazin für Jünglinge**, auf. Ich darf, wie ich mir schmeichle, nicht die Misbilligung meiner Leser befürchten, wenn ich ihm auch in diesem Werke, welches schon nicht dasselbe Publikum hat, einen Platz einräume.

d. H.

Schon vor mehr als tausend Jahren, als Karl der Große in einem dreißigjährigen Kriege die Sachsen bezwang, gab es **Welfen**, die beträchtliche Erbgüter am Bodensee besaßen, und in solchem Ansehn standen, daß Ludwig der Fromme, dritter fränkischer König, aus dem karolingischen Geschlechte, sich mit der Tochter eines Herzogs **Welf**, Namens Judith, vermählte. Späterhin ward **Kunissa**, auch eine welfische Prinzessinn, an einen **Marggrafen Azo** von **Este** in Italien verheirathet; und aus dieser Ehe entsprang der eigentliche Stammvater des ganzen Gesammthauses von Braunschweig-Lüneburg, **Welf**, halb von baierscher, halb von italiänischer Abkunft, den seine Großmutter mütterlicher Seite nach Deutschland rief, und in Besitz aller der Güter sezte, welche der halberloschenen alt-welfischen Linie bis jezt zugehört hatten. Die drei nächsten Nachfolger dieses Herzogs Welf, den wir zum Unterschiede von seinen eben sogenannten Vorfahren, mütterlicher Seite, den **italiänischen Welf** nennen mögten, hießen alle **Heinrich**. Der dritte von ihnen ist unser **Heinrich der Löwe**, ein so merkwürdiger Fürst, daß Cornelius Nepos, wenn er nach ihm gelebt und sein Leben beschrieben hätte, ihn vielleicht

ganz allein als den Vorzüglichsten unter seinen Feldherren würde aufgestellt haben, ohne, wie er nun gethan hat, von den Uebrigen einen Jeden als den Allermerkwürdigsten uns anzupreisen.

Heinrich der Löwe war erst zehn Jahre alt, als sein Vater, **Heinrich der Großmüthige**, im Jahre 1139 starb. Er erbte, obgleich er einziger Sohn war, bei weitem nicht alle die Länder, welche sein Vater besessen hatte. Die aufblühende Herrlichkeit Heinrichs des Großmüthigen war nur von kurzer Dauer gewesen. Die beiden Herzogthümer Baiern und Sachsen, womit diesen sein Schwiegervater, **Kaiser Lothar**, belehnt hatte, waren ihm von dem nachfolgenden Kaiser, **Konrad III**, entrissen worden, und so hinterließ er seinem Sohne, Heinrich dem Löwen, außer den braunschweigischen Ländern, bloß das Recht, seine Ansprüche auf die zwei entrissenen Herzogthümer von Neuem gültig zu machen. Es war aber so wenig Anschein zu einem guten Erfolge vorhanden, daß man im Gegentheile befürchten mußte, Heinrich der Löwe werde bei seiner Jugend und gegen so viele Feinde sich kaum in dem Besitze der von seinem Vater ihm hinterlassenen Länder erhalten können.

Doch oft hat der in den Augen der Welt von Jedermann Verlassene noch Freunde, die sich seiner mit gutem Erfolge annehmen. **Welf** VI, der Onkel und Vormund Heinrichs des Löwen, welcher unbeerbt war, schlug sich für ihn tapfer in Schwaben und Baiern herum, und verfolgte die Feinde, welche in Heinrichs Gebiet einfielen, mit vielem Glücke. Auch die Sachsen, denen der sterbende Vater seinen Sohn besonders empfohlen hatte, liebten ihn so, daß sie auf alle mögliche Art suchten, ihn statt Albrecht des Bärs zu ihrem Herzoge zu bekommen. Er führte daher auch wirklich den Titel eines Herzogs von Sachsen, und ward von einigen Fürsten Deutschlands dafür erkannt. Aber bis itzt hatte der Kaiser ihm dieses Herzogthum noch nicht zurückgegeben, und es war auch keine Hoffnung da, daß er es ruhig besitzen würde, wenn er nicht vorher seinen Ansprüchen auf Baiern entsagte, welches damals einem nahen Verwandten des Kaisers, **Heinrich Marggrafen von Oesterreich**, gehörte. Hierzu kam, daß seine Mutter, einige Jahre nach dem Tode Heinrichs des Großmüthigen, eben diesen Marggrafen von Oesterreich heirathete, und diesen dadurch im Besitze jenes Herzogthums noch mehr bestätigte.

Dies alles bewog den jüngsten Heinrich, Baiern, unter der Bedingung, daß er vom Kaiser feierlich in das Herzogthum Sachsen wieder eingesetzt würde, völlig zu entsagen. Der alte Welf aber protestirte dagegen, und erklärte, daß das Herzogthum Baiern, wenn Heinrich sich seiner rechtmäßigen Ansprüche darauf begeben wollte, ihm, als nächstem Erben, zukomme, und daß man es, ohne seine Einwilligung, der welfischen Familie nicht entreißen könne.

Bald darauf, in seinem achtzehnten Jahre, vermählte sich Heinrich der Löwe mit **Klementia**, Tochter des Herzogs **Konrad von Zähringen**, dessen Erbgüter in demjenigen Theile von Vorderösterreich, welchen man heutzutage Breisgau nennet, lagen. Um dieselbe Zeit beschenkte er mit fürstlicher Freygebigkeit das Cisterzienserkloster Marienzelle, das nach Riddagshausen verlegt, und nun nach diesem Orte benennet ward. Er zeigte überhaupt sein ganzes Leben hindurch gegen Klöster und Geistliche eine außerordentliche Freygebigkeit, auf welche man nach der damaligen Sittenlehre einen so großen Werth setzte, daß man sie für ein unfehlbares Mittel hielt, sich den Beifall des höchsten Wesens zu verschaffe. Noch größere Frömmigkeit, nach den irrigen Religi-

ligionsbegriffen jenes Zeitalters, bewies er aber dadurch, daß er 1147 einen Kreutzzug gegen die Wenden unternahm, um die Religion der Liebe durch die Gewalt der Waffen unter einer Nation auszubreiten, die bis jetzt noch auf heidnischen Altären geopfert hatte. Er eroberte auf diesem Kreutzzuge einen großen Theil von Meklenburg, Holstein und Dithmarsen, und sicherte dadurch eben so sehr sein Land gegen die häufigen Einfälle jener Völker, die nun das Christenthum annahmen, als er sich wegen Baiern durch die beträchtlichen Eroberungen jenseits der Elbe schadlos hielt.

Nun sann er, im Gefühle seiner vielvermögenden Kraft auf einen neuen Versuch, sich jenes Herzogthum, das ihm so unrechtmäßiger Weise entrissen worden, und dem zu entsagen er selbst kein Recht gehabt hatte, wieder zu verschaffen. Er ging mit seinem Heere nach Schwaben, um von da einen Einfall in Baiern zu thun, fand aber an seinem Stiefvater und dem Kaiser solche überlegene Gegner, daß ihm der Rückweg nach Braunschweig abgeschnitten, und diese Stadt von Goslar aus, wohin der Kaiser sich begeben hatte, bedrohet ward. Heinrich, dem dies nicht verborgen blieb, that, als wollte er sich in Unter-

terhandlungen einlassen, aber er brachte die Zeit, wo er handeln mußte, nicht mit Berathschlagungen zu, sondern stahl sich, verkleidet und bei Nacht, nur von drei Freunden begleitet, mitten durch seine Feinde und erschien den fünften Tag unvermuthet in Braunschweig. So vereitelte seine Gegenwart Konrads Anschläge, aber er konnte bei dem Leben dieses Kaisers nie Baiern erlangen.

Eine neue Morgenröthe künftiger Größe ging an **Heinrichs** Horizonte auf, als 1152 **Friedrich** I, oder der Rothbart, den kaiserlichen Thron bestieg. Heinrich war damals erst drei und zwanzig Jahr alt, mit dem Kaiser Geschwisterkind, von gleichem Alter und in gutem Vernehmen mit ihm, und hatte also die Hoffnung, Baiern zu erhalten. Von diesem Zeitpunkte an, nahm er an Macht zwei und zwanzig Jahre lang ununterbrochen zu, bis sich seine Herrschaft von der Ostsee bis nach Italien, und vom Rhein bis an die Weichsel erstreckte. — Die erste Gunst, die ihm der Kaiser erzeigte, war diese, daß er ihm das wirklich königliche Vorrecht, in seinen Eroberungen jenseits der Elbe Bischöfe zu ernennen, durch eine Bulle feierlich bestätigte. Hierauf folgte eine größere: Friedrich wollte einen Römerzug

thun

thun, wobei er Heinrich nicht entbehren konnte, und also um so mehr eilte, den alten Streit über Baiern vorher zu Ende zu bringen. Heinrich der Löwe erhielt nun sein Herzogthum zurück, doch so, daß die Markgrafschaft Oesterreich, welche bis jetzt ein Lehen von Baiern war, von nun an frei, zu einem Herzogthume erhoben, und Heinrichs Stiefvater zu Theil ward. Außerdem wurden seine Länder im niedersächsischen Kreise ansehnlich vermehrt. Wenn ein Graf ohne Erben starb, so zog er sogleich, entweder als Lehnsherr, oder unter der besondern Begünstigung des Kaisers, dessen Güter ein. So nahm er die Grafschaft Stade in Besitz, und erhielt am Harze vom Kaiser, theils durch Schenkung, theils durch Eintauschen, so viel Reichsländer, kaiserliche Pfalzen und Festungen, als Herzberg, Scharzfeld und mehrere, daß, Goslar ausgenommen, nach und nach der ganze Harz sein Eigenthum ward, aus dessen ergiebigen Metallbergwerken ihm ein großer Reichthum zufloß. Auch suchte Heinrich seine Rechte auf Este in Italien wieder hervor, und ließ sie sich ansehnlich wieder bezahlen. Graf Adolf von Holstein unterwarf sich mit dem ganzen Lande seiner Bothmäßigkeit, um Schutz gegen den König Sveno von Dänemark zu erhalten.

Das Band seiner Freundschaft mit Friedrich I. ward durch den gemeinschaftlichen Zug nach Italien noch fester geknüpft. Die Römer, welchen sich Friedrich als Kaiser zeigen wollte, widersetzten sich, und suchten ihm den Einzug in ihre Stadt zu verwehren, worüber auf der Tiberbrücke, vielleicht an demselben Orte, wo Porsenna die geschlagnen Römer verfolgte und Horatius Cocles das Vaterland rettete, ein hitziges Gefecht entstand. Der Kaiser selbst, ganz von Feinden umzingelt, gerieth in die äußerste Lebensgefahr. Heinrich aber rettete ihn, drang mitten unter die Feinde, schlug sie zurück und befreiete so seinen Freund. Friedrich umarmte seinen Erretter, wischte ihm das Blut vom Gesichte, das aus einer erhaltenen Wunde hervorquoll, und versicherte ihn seiner ewigen Dankbarkeit und Freundschaft.

Während der Herzog aus Deutschland entfernt war, brannte Lübeck ab. Nach seiner Zurückkehr brachte er es durch Unterhandlungen dahin, daß **Graf Adolf von Holstein**, dem diese Stadt gehört hatte, ihm sein Recht darauf abtrat; und nun erbauete er auf seine Kosten die Stadt von Neuem, schenkte ihr viele Rechte und Freiheiten, und beförderte ihren Handel, indem er durch Gesandte die nordischen Reiche dazu auf-

for-

forderte, mit ihr Verkehr zu treiben. Da Brabant und die Niederlande überschwemmt worden waren, so lud er ihre Einwohner durch wichtige Privilegien ein, sich in seinem Gebiete niederzulassen. **München**, das bis jetzt nur ein Dorf war, machte er zur blühenden Stadt. Der Name der Stadt **Hannover** kömmt zuerst unter ihm in einer Urkunde von 1163 vor. **Lüneburg** wird durch seine Salzquellen beträchtlich. Vorzüglich viel Sorgfalt aber wendete Heinrich auf die Erweiterung, Verschönerung und Befestigung seiner Residenzstadt **Braunschweig**, welche schon im achten Jahrhundert einen beträchtlichen Flecken ausmachte. Er ließ daselbst noch in den spätern Jahren seiner Regierung den Grauenhof, die St. Blasiuskirche oder den Dom, und die Kathrinenkirche erbauen. Auch hat er daselbst, weil er seiner Tapferkeit wegen den Zunamen des **Löwen** erhielt, zu seinem Andenken den bekannten metallenen Löwen, der noch auf dem Domplatze zu Braunschweig zu sehen ist, errichten lassen.

Durch einen neuen Römerzug des Kaisers ward Heinrich von Lübek nach Italien gerufen. Er ging, von 300 Reutern und 2000 Fußknechten begleitet, dahin, nachdem er die von ihm abhän-

gigen

gigen Fürsten in Meklenburg und Pommern noch einmal zur Haltung des Friedens in seiner Abwesenheit verbindlich gemacht hatte. Ihre bald darauf erfolgende Empörung aber, und die Verwüstungen, welche sie in Sachsen anrichteten, nöthigten ihn, seinen kaiserlichen Freund, dem er die Unterwerfung der Lombardey sehr erleichtert hatte, wieder zu verlassen. Die Wenden mußten sich zwar unterwerfen, brachen aber den Frieden wieder, und verwüsteten Alles, so weit ihr Arm reichte. Heinrich mußte noch einmal gegen sie zu Felde ziehen, nahm ihre festen Oerter ein, und nöthigte den Fürsten **Wertislav**, um Gnade zu bitten. Knieend erschien er mit den angesehensten Slaven vor ihm, die, so wie er, zum Zeichen ihrer völligen Unterwerfung, ihre bloßen Schwerdter am Nacken hängen hatten. Heinrich schenkte ihnen ihr Leben, führte sie aber gefangen nach Braunschweig, damit sie keine neue Unruhen anrichten könnten. Wertislav machte sich auch dieser Gnade unwürdig, und verleitete seinen Bruder **Prebislav**, dem der Herzog vergeben hatte, zu einem neuen Abfalle. Dadurch ward Heinrich zur Schärfe gezwungen, ließ den Wertislav ins Wendenland zurückführen, und zum Schrecken der übrigen Empörer aufhängen.

Die Mauern der Festung **Demin**, welche den Rebellen immer zum Zufluchtsorte gedient hatte, ließ er niederreißen, und die Stadt zerstöhren, die slavischen Völker aber mußten sich ihm völlig unterwerfen, und der Name **Slave** ward zur Bezeichnung eines leibeigenen Knechtes gebraucht. Von nun an erlosch der Name der Obotritischen Könige, statt dessen die Benennung der Meklenburgischen Fürsten aufkam. In Pommern sowohl, als in Meklenburg, ward sächsisches Recht eingeführt; Heinrich setzte daselbst Grafen und Obersten mit Kriegsleuten, die den Tribut einziehen und das Land in Ordnung halten mußten. Er selbst kehrte nach Braunschweig zurück.

Jetzt hatte sich sein Ruhm so weit verbreitet, daß er eine Gesandschaft vom Griechischen Kaiser erhielt. Es schien ihm weiter kein Wunsch übrig zu seyn, als männliche Nachkommen zu haben, die seine weitläuftigen Besitzungen einmal erben könnten. Er hatte von seiner Gemahlinn nur eine einzige Tochter, die an einen Vetter des Kaisers, **Herzog Friedrich von Schwaben**, verheirathet war. Nach des Kaisers und Heinrichs Absicht sollte dieser junge Herzog einmal alle seine Güter erben. Allein er starb in einem Feldzuge vor Rom. Heinrich ließ sich also 1162

von seiner Gemahlinn scheiden, angeblich wegen der zu nahen Verwandtschaft mit ihr, (ein Vorwand, der in jenen Zeiten sehr häufig gebraucht wurde, um Ehen zu trennen) und heirathete eine englische Prinzessinn, Mathilde, die ihm in der Folge vier Prinzen gebahr. Durch diese zweite Heirath ward aber auch das Band der wechselseitigen Freundschaft zwischen ihm und dem Kaiser, welches gemeinschaftliches Interesse gewebt hatte, gelöset. Hierzu kam, daß schon auf dem zweiten Feldzuge nach Italien, bei Gelegenheit der zwiespaltigen Pabstwahl, ihre gegenseitige Zuneigung etwas vermindert ward, als Friedrich Victor IV. gegen Alexander III. zum römischen Pabste erwählen ließ, obgleich Heinrich der Löwe, nebst verschiedenen andern Fürsten, den letztern begünstigte.

Im Jahre 1171 unternahm **Heinrich** eine Wallfahrt nach Jerusalem, um in dem heiligen Lande seine Andacht zu verrichten, und, dem damaligen Glauben gemäß, sich Gott dadurch wohlgefällig zu machen. Er ging mit seinen Begleitern über Regensburg nach Wien, und so weiter durch Ungarn. Da sie auf der Donau Schiffbruch litten, und der Herzog sich kaum mit einem Kahne rettete, so entschloß er sich, seine Reise zu

Lande fortzusetzen. Allein nun hatten sie mit andern Gefahren zu kämpfen. Bei Belgrad, im Burger-Wald, wurden sie von einer Bande herumziehender Räuber angegriffen. Sie wehrten sich tapfer, erschossen den feindlichen Anführer, und nun mußten die Uebrigen die Flucht nehmen.

Am Charfreitage kamen sie in Konstantinopel an. Hier ward Heinrich vom damaligen griechischen Kaiser, **Emanuel Commenus**, sehr prächtig empfangen, sie machten sich wechselseitig Geschenke, und Heinrich erhielt vom Kaiser ein festes Schiff, worinn er mit weniger Gefahr seine Reise zu Wasser fortsetzen konnte. Dennoch hätte er bald wieder Schiffbruch gelitten, ehe sie Accon erreichten, von wo sie noch neunzehn Meilen nach Jerusalem zu reisen hatten. In Jerusalem besuchte er alle heiligen Oerter. In Syrien kam ihm der türkische Kaiser entgegen, nannte ihn seinen Vetter, und überhäufte ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen; und so kehrte Heinrich über Konstantinopel durch Ungarn und Baiern nach Braunschweig zurück, nachdem er ungefähr ein Jahr auf dieser Reise zugebracht hatte. Die Reliquien, welche er aus dem gelobten Lande mitbrachte, wurden fünfhundert Jahr

darauf vom Herzoge Rudolf August nach Hannover geschenkt, wo man also noch, erbaue sich daran, wer da will, einen Daumen des h. **Markus**, einen Zahn **Johannes des Täufers** und andre Heiligthümer sehen kann.

Unterdessen war **Kaiser Friedrich der Rothbart**, der sich gern ganz Italien unterwerfen wollte, in einem fast beständigen Kriege mit den lombardischen Städten, hauptsächlich mit Mailand, und in unaufhörlichen Streitigkeiten mit dem Pabste verwickelt. Er sträubte sich gegen die Oberherrschaft des Pabstes, ward daher von diesem, obgleich ohne Erfolg, aller seiner Reiche entsetzt, und für einen Feind der Kirche erklärt, gegen den man, um selig zu werden, die Waffen ergreifen müßte.

Mailand machte ihm am allermeisten zu schaffen. Es war schon sechsmal belagert, und 1163 größtentheils von ihm zerstöret worden, und dennoch rebellirte es von Neuem. Friedrich entschloß sich im Jahre 1174 zu einem neuen Feldzuge gegen Mailand. Hierbei konnte er der Hülfe Herzogs Heinrichs des Löwen nicht entbehren, welcher von Palästina zurück gekommen war, und sich mit der Verschönerung seiner Stadt Braunschweig beschäftigte. Er lud ihn ein, an dem Feldzuge

Theil zu nehmen, allein vergeblich. Heinrich zeigte, daß er beleidigt war. Ungefähr vier Jahre vorher hatte Heinrichs alter Onkel, **Welf VI.**, der erblos und dabei ein Verschwender war, Heinrich dem Löwen seine Güter zum Verkaufe angeboten. Dieser, dem es sonderbar vorkam, daß er Güter, die ihm einst durch Erbschaft zufielen, kaufen sollte, schlug es ihm zwar nicht geradezu ab, zog aber den Kaufvertrag absichtlich in die Länge, damit der Alte unterdessen sterben mögte. Welf, der das merkte, wendete sich an den Kaiser, und dieser kaufte die Güter. Dieses ungerechte Verfahren des Kaisers, da er seines Freundes rechtmäßiges Erbe käuflich, nnd vielleicht um einen geringen Preis, an sich brachte, hatte die schon lau gewordene Freundschaft heimlich in Abneigung verwandelt. Ueberdem war der Herzog vor Nachstellungen nach seinem Leben besorgt, weil der Kaiser sich bemühet hatte, Ecbert von Wolfenbüttel durch Bestechung zur Uebergabe der festen Plätze zu bewegen, wenn Heinrich nicht aus dem gelobten Lande zurückkäme. Kräftiger aber, als alles dieses, wirkte auf Heinrichs Entschluß, dem Kaiser zu diesem Feldzuge weder Hülfstruppen zu schicken, noch selbst ihn zu begleiten, der religiöse Grund, daß Friedrich von

dem=

demjenigen Pabste, welchen der Herzog für den rechtmäßigen hielt, in den Kirchenbann gethan war, und er sich also unter solchen Umständen Seiner nicht annehmen konnte, ohne sich selbst der Strafe des Kirchenbannes, die nach damaligem Glauben keinen geringen Einfluß auf unsere Seligkeit hatte, auszusetzen.

So mußte also der Kaiser, ohne Heinrich, seinen Feldzug nach Italien unternehmen. Da dieser unglücklich ausfiel, machte er noch einen Versuch, um Heinrich auf seine Seite zu bringen. In einer besondern Unterredung, die er zu Goslar mit ihm anstellte, demüthigte er sich selbst so weit, daß er den Herzog kniend bat, ihm doch itzt noch beizustehen. Heinrich, der, ungeachtet seiner religiösen Furcht vor dem Kirchenbanne, den eindringenden Bitten des Kaisers nicht ganz zu widerstehen vermogte, versprach ihm seine Hülfe unter der Bedingung, daß ihm Goslar abgetreten würde, damit er mit den Einkünften aus den dortigen Bergwerken die Kriegskosten bestreiten könnte, und nicht nöthig hätte, seine Unterthanen zu dem Ende mit neuen Auflagen zu beschweren. Diese Forderung war um so weniger unbillig, da es damals gar nicht ungewöhnlich war, daß der Kaiser solchen Fürsten,

die zu seinem Besten sich in langwierige Kriege verwickelten, außerordentliche Belohnungen ertheilte, und da Friederich die Gewährung dieser Bitte als eine Schadloshaltung Heinrichs für die unrechtmäßiger Weise ihm entrissene welfische Erbschaft hätte ansehen können; und dennoch ward sie ihm abgeschlagen. Heinrich beharrete also auch bei der Verweigerung der von ihm verlangten Hülfe, und der Kaiser war genöthigt, ohne den großen Herzog von Baiern und Sachsen nach Italien zurückzukehren. Aber er war entschlossen, sich zu rächen.

Während daß der Kaiser in Italien war, fielen die benachbarten geistlichen Herren und andre Fürsten, die schon lange eifersüchtig und wegen der oft zu streng gegen sie behaupteten Rechte erbittert gewesen waren, über Heinrich her, und suchten ihre alten Grafschaften wieder an sich zu reißen. Sie hatten dies schon einmal versucht, als der Kaiser auch in Italien war. Aber die Furcht, daß Friedrich sich des Herzogs annehmen würde, hatte sie abgehalten, ihre Feindseligkeiten fortzusetzen. Jezt wußten sie, daß Heinrich mit dem Kaiser in keinem guten Vernehmen stände. Sie verbanden sich also von Neuem gegen ihn, besonders der Erzbi-

schof Philipp zu Köln, der Erzbischof Wichmann zu Magdeburg, und der Bischof Ulrich zu Halberstadt. Der Erzbischof von Köln verheerte das ganze Land über und unter Hameln bis an die Weser. Der Bischof Ulrich von Halberstadt, dem der Herzog zuerst entgegen ging, verschanzte sich auf einem Berge. Heinrich der Löwe trieb ihn zwar aus seiner Verschanzung, aber der Bischof erholte sich, griff ihn von Neuem an, und siegte. Nicht zufrieden, bloß mit dem Schwerdte gegen Heinrich zu streiten, verfolgte Bischof Ulrich ihn auch mit geistlichen Waffen, that ihn in den Bann, und belegte sein Land mit einem Interdikt *). Der from-

*) Die Interdikte oder allgemeinen Ausschließungen von der Kirche, waren seit dem Anfange des eilften Jahrhunderts, da die frechen Anmaßungen des römischen Bischofs anfingen, alle Gränzen zu überschreiten, im Gebrauche. Eine seltsame Art, auf Kosten unzähliger andrer Menschen einen einzigen zu bestrafen! Nicht nur die öffentliche Uebung der Religion und der damit zunächst verbundenen Handlungen, als der Messen, der öffentlichen Gebete, der Gebrauch der Sakramente, außer im Falle der dringendsten Nothwendigkeit, war, so lange das Interdikt dauerte, verboten, son-

fromme Herzog, der seine Rechte sonst wohl zu vertheidigen wußte, keine Gefahr scheuete, und sich nichts vergab, erlag unter diesem Streiche. Demüthig kam er nach Halberstadt, holte die Absolution von dem Bischofe, und brachte einen Frieden zu Stande, den man ihm aber nicht hielt, sondern den Krieg gegen ihn bald wieder erneuerte.

Unterdessen gingen die Sachen des **Kaisers** in Italien so übel, daß er alle Hoffnung, sich dasselbe zu unterwerfen, aufgeben, und Alexander III. als rechtmäßigen Pabst erkennen mußte. An dieser Kränkung seines Ehrgeitzes sollte **Heinrich** schuld seyn, und dafür büßen. Er selbst mußte die Gelegenheit dazu geben, da er 1178 nach der Rückkunft des Kaisers eine Klage über die Feindseligkeiten seiner Nachbaren, besonders des **Erzbischofs von Köln**, bei ihm anbrachte. Der Kaiser, welcher gar nicht die Absicht hatte, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, gab ihm den Bescheid, daß jene Fürsten

sich

sondern es durfte sich auch Niemand verheirathen, noch Fleisch essen, noch die Haare abschneiden, oder den Bart scheeren lassen. Es war sogar verboten, sich einander zu grüßen.

sich auch über ihn beschwerten, und daß er im nächsten Jahre auf dem Reichstage zu **Worms** ihre Klage untersuchen und die Sache entscheiden wollte. Uebrigens blickte aus dem ganzen Betragen des Kaisers seine feindselige Gesinnung gegen Heinrich, und seine Partheilichkeit für dessen Gegner so sehr hervor, daß der Herzog leicht daraus schließen konnte, wie viel oder wenig Gerechtigkeit er auf dem Reichstage zu erwarten hätte. Er wollte sich also auch nicht vor einem Richterstuhl stellen, wo er schon im Voraus verurtheilt war. Es ward ihm ein anderer Reichstag zu **Magdeburg** angekündigt; und auch da erschien er nicht. Heinrich wünschte eine Privat-Unterredung mit dem Kaiser, die ihm auch gewährt ward; und nun suchte er seinen ehemaligen Freund auf alle mögliche Art zu besänftigen. Allein Friedrich verlangte fünftausend Mark Strafgeld, dessen Heinrich sich weigerte, weil er dadurch gegen seine Ueberzeugung sich für schuldig erklärt hätte, und so war die Unterredung fruchtlos. Auf den Reichstagen zu **Goslar** und **Würzburg**, im Jahre 1179, wo Heinrich ebenfalls nicht erschien, **ward er endlich** vom Kaiser **in die Acht und seiner beiden Herzogthümer verlustig erklärt**, seine

Allo-

Allodialgüter aber wurden der Raubsucht und der Rachbegierde seiner Feinde Preis gegeben.

Als **Heinrich** dem **Löwen** dieses Urtheil bekannt gemacht ward, verwarf er die erkannte Acht als unkräftig, weil sie nicht in Schwaben, das sein Vaterland war, über ihn ergangen sey, und bloß den Haß und Neid seiner Feinde zum Grunde habe. Die Beschuldigungen, welche diese gegen ihn vorbrachten, daß er die Kirchen Gottes und die Edeln des Reichs unterdrückt, ihre Rechte geschmälert und ihre Besitzungen an sich gerissen habe, waren auch in der That eben so unbestimmt, als ungegründet. Heinrich hatte die meisten Güter durch Erbschaft oder kaiserliche Schenkung erlangt, und wollte sie sich also nicht von andern entreißen lassen; da er nun seinen Feinden zu mächtig, und von jeher der Gegenstand ihrer Eifersucht gewesen war, so sannen sie darauf, ihn zu stürzen. Sie brachten also, da es ihnen an gegründeten und bestimmteren fehlte, unbestimmte Klagen gegen ihn vor. In Schwaben und Baiern war Niemand, der sich über ihn beschwerte.

Herzog Heinrich, der nicht Willens war, den belehnten Fürsten und Herren seine Lande gutwillig einzuräumen, rüstete sich gewaltig, gegen

das

das ganze Reich zu kriegen, und seine Rechte mit den Waffen zu vertheidigen. Zwei Jahre lang schlug er sich herum. **Halberstadt** ward von ihm eingenommen, gerieth durch einen Zufall in Brand, und ging im Feuer auf. Der alte **Bischof Ulrich** ward selbst gefangen genommen, und eine Zeitlang, ob man ihn gleich mit sehr vieler Milde und der seinem Stande und Alter schuldigen Ehrfurcht begegnete, in Verwahrung gehalten. Auch in Thüringen focht Heinrich sehr glücklich. Aber endlich mußte er doch weichen, da die Zahl seiner Feinde sich noch immer vermehrte, und Alle gegen Einen fochten. Mehrere seiner Bundsgenossen, als **Graf Adolf von Holstein**, und der **Graf von Ratzeburg**, wurden ihm untreu. Unglücklicher Weise starb um die Zeit der **Herzog Casimir von Pommern**, der Heinrich immer sehr ergeben war, ihm gehuldigt und Tribut bezahlt hatte. Den **König von Dänemark** bemühete er sich vergebens, zu seinem Bundsgenossen zu machen. Der Kaiser selbst, der den Herzog nun ganz demüthigen wollte, um an ihm keinen gefährlichen Feind zu haben, kam mit einer ansehnlichen Armee nach Sachsen, und eroberte eine Festung nach der andern. Doch ward Braunschweig, wo der Herzog in Person war,

war, vergebens belagert. **Lübeck** und **Regensburg** wurden Reichsstädte. **Bardewik**, das den Herzog, als er vor die Stadt kam, nicht einlassen wollte, öffnete dem Kaiser freywillig die Thore. Zuletzt ward das ganze Land, bis auf die Grafschaft Stade, von feindlichen Truppen besetzt, und Heinrich, der von Braunschweig nach Stade gegangen war, wagte es nicht, diese Festung zu verlassen, weil er sich daselbst am längsten vertheidigen zu können glaubte, und im Nothfalle zu Wasser entkommen konnte.

In diesen bedrängten Umständen versuchte Heinrich noch einmal, den Kaiser mit sich auszusöhnen. Er bat ihn um eine Unterredung mit ihm zu **Lüneburg**, und um sicheres Geleit dahin, welches ihm beides gewährt ward. Als ihm unterwegs Soldaten von der feindlichen Armee begegneten, die ihn grüßten, wendete er sich, indem er ihnen dankte, an seine Begleiter, und sagte: „Hier war ich sonst nicht gewohnt, sicheres Geleit zu nehmen, sondern zu geben!" Das Gespräch mit dem Kaiser war wieder fruchtlos. **Friedrich** blieb unversöhnlich, und war jetzt auch nicht mehr im Stande, den Herzog zu restituiren ohne Einwilligung der übrigen Reichsfürsten, welchen er beym Throne seines Reichs geschworen

hatte, daß es ohne ihre Erlaubniß nicht geschehen sollte. Wie war es aber von diesen zu erwarten, daß sie das zugeben würden, da Haß und Eigennutz sie gleich stark anspornten, die Begnadigung Heinrichs auf alle mögliche Art zu hindern? Auf dem bald darauf zu **Erfurt** gehaltenen Reichstage, welchem der Herzog auch beiwohnte, wurden ihm die beiden Herzogthümer Baiern und Sachsen noch einmal abgesprochen; der ruhige Besitz seines väterlichen Erbtheils aber ward ihm unter der Bedingung zugestanden, daß er auf drei Jahre Deutschland verlassen, und während der Zeit nicht ohne des Kaisers Erlaubniß zurückkehren sollte.

Heinrich ging mit seiner Familie nach England zu seinem Schwiegervater, wo ihm die Ruhe, der er hier im Schooße des häuslichen Glücks genoß, besonders wohlthätig war. Er hatte die Freude, daß seine Gemahlinn ihm hier noch einen Sohn gebar, den Jüngsten von Allen, **Wilhelm**, der hernach, als seine Brüder ohne Nachkommen starben, der Stammvater aller Herzoge von Braunschweig-Lüneburg geworden ist. Sein Schwiegervater, **König Heinrich** II, that alles Mögliche, um ihn mit dem Kaiser auszusöhnen. Er schickte zu dem Ende auch eine Gesandschaft

schaft an den Pabst, mit der Bitte, sich beim Kaiser für Heinrich zu verwenden und auszuwirken, daß Heinrich, ehe die Zeit seines Exils verflossen wäre, in sein Land zurückkehren dürfte. Der Kaiser verwilligte es ihm, vielleicht nicht sowohl durch die Fürbitte des Pabstes, als durch die Uneinigkeit dazu bewogen, welche sich damals zwischen ihm und dem Könige von Dänemark entsponnen hatte, und die ihn in Besorgniß setzte, daß sich dieser des vertriebenen Herzogs annehmen mögte.

Im Jahre 1185 war Heinrich wieder in Braunschweig. Er hatte aber nicht lange Ruhe. Als **Jerusalem** 1187 vom **Sultan Saladin** den Christen wieder weggenommen ward, entschloß sich **Friedrich** I. zu einem neuen Kreutzzuge, und **Heinrich** sollte ihn begleiten. Als dieser sich weigerte, schlug ihm der Kaiser dreierlei Bedingungen vor, zwischen denen er sich wählen könnte: entweder er sollte mit nach Palästina ziehen, oder er sollte, zufrieden mit dem, was er noch hätte, seinen Ansprüchen auf Baiern völlig entsagen; oder endlich, er sollte noch einmal ins Exil gehen. Heinrich wählte das Letztere. Ehe er aber abreisete, ließ er sich vom Kaiser versprechen, daß Niemand von seinen Feinden

wäh-

während seiner Abwesenheit in sein Land einfallen sollte. Doch dieses half nichts. Kaum war er in England, als er hörte, daß sein Land den Gewaltthätigkeiten und der Raubsucht seiner Feinde gänzlich bloßgestellet wäre. Er kehrte also gegen sein gegebenes Wort nach Deutschland zurück, und setzte sich durch seine persönliche Tapferkeit bald wieder in Ansehn. **Lübek** mußte sich ergeben; **Holstein** und **Lauenburg** ward erobert, **Bardewik** zerstört; und mehrere seiner Erbländer, die ihm entrissen waren, wurden ihm wieder unterthan.

Während der Zeit, im Jahre 1190, starb auf dem Zuge nach Palästina **Friedrich** I, an einer Erkältung, die er sich durch Baden im Flusse Saleph zugezogen hatte, und sein Sohn, **Heinrich** VI, ward römisch-deutscher Kaiser. Diese Veränderung schien vortheilhaft für Heinrich den Löwen zu seyn; aber sie war es nicht, denn der Kampf mit dem jungen Kaiser war noch schwerer, da dieser grausam und blutgierig war. Er zog schon als römischer König, als Friedrich I. kaum von Deutschland abgereiset war, und ihm die Regierung übergeben hatte, gegen Herzog Heinrich zu Felde, um seinen Eroberungen Schranken zu setzen, und ihn zu zwingen, nach England

ins Exil zurückzukehren. Er belagerte Braunschweig, und da er diese Stadt nicht einnehmen konnte, rückte er vor Hannover, welches er eroberte nnd in Brand steckte. Hierauf kam er wieder vor Braunschweig. Es war aber in dem Winter eine so strenge Kälte, und die Wölfe, die der Hunger aus den Wäldern hervortrieb, kamen des Nachts in so großer Menge in das kaiserliche Lager, daß Heinrich VI. sich genöthigt sah, die Belagerung aufzuheben, nachdem er im ganzen Lande umher die schrecklichsten Verwüstungen hatte anrichten lassen. Und gegen diesen Erbfeind, der auf nichts Geringeres bedacht war, als wie er den Herzog ganz zernichten könnte, handelte Heinrich so großmüthig, daß er die Kaiserkrone ausschlug, als sie, während der junge Kaiser einmal lange in Italien sich aufhielt, von den Reichsständen ihm angeboten ward! —

In demselben Jahre wo Friedrich I. starb, kam durch die Vermittelung mehrerer Fürsten, hauptsächlich der Erzbischöfe von Mainz und Köln, ein Vergleich zu Stande, in welchem Heinrich dem Löwen die Wiedereinsetzung in alle seine vorigen Rechte und Ehrenstellen unter folgenden Bedingungen versprochen ward, daß er die Mauren von Braunschweig an vier Stellen niederreißen,

die

die Festung Lauenburg zerstören, die Hälfte von Lübek an Herzog Adolf von Holstein abtreten, und diesen Herrn, der ehemals sein Vasall gewesen war, von nun an auf keine Weise im Besitze seiner Länder beunruhigen sollte. Bei diesem Vergleiche mußte Heinrich dem jungen deutschen Könige zwei von seinen Prinzen zu Geißeln mitgeben, **Lothar** und **Heinrich**, von welchen jener plötzlich zu Augspurg starb, dieser aber Heinrich VI. mit funfzig Rittern, die er selbst stellen mußte, nach Italien zur Krönung begleitete, wobei er ihm sehr gute Dienste leistete. Als der junge Prinz indessen sah, daß der Kaiser keine der Bedingungen des Vergleichs erfüllte, schlich er sich heimlich von der Armee bei Neapel weg, zog Sklavenkleider an, und ungeachtet man ihm nachsetzte, kam er doch glücklich zu seinem unendlich erfreueten Vater zurück.

Heinrich der Löwe, dem man es nicht verdenken konnte, daß er auch jene Bedingungen nicht erfüllte, da der Kaiser gegen ihn wortbrüchig war, machte noch verschiedene Versuche, seinen Gegner mit sich auszusöhnen, die aber ihren Zweck nicht erreichten, weil Heinrich IV. von Neuem gegen ihn aufgebracht war, und die Feinde des Herzogs am Kaiserlichen Hofe sehr ange-

angelegentlich ihn in seinen feindlichen Gesinnungen zu bestärken suchten. Endlich gab die Vermählung seines **Prinzen Heinrich** mit **Agnes**, Tochter und einzigen Erbinn des **Rheinpfalzgrafen Konrad**, der des Kaisers Oheim war, zu der so lange gewünschten Aussöhnung Veranlassung, ob sie gleich Anfangs gerade das Gegentheil zu bewirken schien. Der junge Heinrich hatte schon lange diese Agnes geliebt, und von ihr, wie von ihrer Mutter, das Versprechen erhalten, daß sie keinem Andern, als ihm, zu Theil werden sollte; als **Philipp, König von Frankreich**, um sie anhielt, und der Vater sowohl, als der Kaiser, ihr diesen, den sie wegen der ungerechten Verstoßung seiner ersten Gemahlinn verabscheuete, zum Gemahle bestimmten. In dieser Verlegenheit schrieb Agnes, mit Einwilligung ihrer Mutter, an ihren geliebten Heinrich, und lud ihn ein, eiligst zu ihr zu kommen. Heinrich, der gerade damals von dem Hofe des Kaisers zurückgekommen war, wo er eine Aussöhnung mit seinem Vater hatte bewirken wollen, und wo damals der **Rheinpfalzgraf Konrad** sich befand, kam des Abends bei seiner Agnes an, und sie wurden vermählt. Der Kaiser, als er es erfuhr, war darüber sehr

aufge-

aufgebracht; **Konrad** aber betheuerte eidlich seine Unwissenheit, erklärte die Heirath für gültig, und nahm Heinrich an Kindesstatt an; worauf er 1194 die Versöhnung mit **Heinrich dem Löwen**, und die Belehnung des jungen Heinrichs mit der Pfalz bewirkte.

Der alte Herzog blieb nun seine Lebenszeit in seiner geliebten Residenzstadt Braunschweig. Seine zweite Gemahlinn war schon 1189 zu Braunschweig, während seiner zweiten Verbannung nach England, in eben dem Jahre, wo er seinen guten Schwiegervater verlohr, gestorben. Dieser Verlust, der ihm jetzt in seiner Einsamkeit doppelt schmerzhaft war, und die Abwesenheit seiner Prinzen machte ihn ganz schwermüthig. Er beschäftigte sich daher größtentheils mit Lesung der Geschichte und Ausübung gottesdienstlicher Werke, ob er gleich selbst bei zunehmender Leibesschwäche noch immer von den wichtigsten Regierungsangelegenheiten sich Bericht abstatten ließ. Er starb 1195 im sechs und sechzigsten Lebensjahre, und ward in der St. Blasiuskirche zu Braunschweig neben seiner zweiten Gemahlinn begraben.

Mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt uns das Andenken **Heinrichs**, dieses glorreich-

sten Vorfahren der **brittischen Könige** aus diesem Stamme, und der **Herzoge von Braunschweig**. Aus dem Spiegel seiner vornehmsten Handlungen strahlt uns das Bild von Geistesgröße und Edelmuth entgegen. Zwar machte er sich durch unzeitige Strenge zuweilen Feinde; aber mit welcher bewundernswürdigen Standhaftigkeit trug Heinrich die Unglücksfälle, die er sich dadurch zuzog! Wie religiös, wie gottesfürchtig war sein Betragen! Wie eifrig sorgte er für das Wohl seines Landes durch Beförderung des Handels! Wie geliebt war er von seinen Unterthanen sowohl, als von den Meisten seiner Vasallen! Eben so müssen wir in ihm den Feind des Müssiggangs und der Ueppigkeit, den guten Hausvater den erfahrnen, tapfern General, und den zu allen ritterlichen Uebungen abgehärteten Krieger, der eben wegen seines Löwenmuths den Beinamen des **Löwen** erhielt, bewundern.

Ferdinand Kortes.

Die Eroberung von Mexiko durch Kortes ist eine der abentheuerlichsten und sonderbarsten Begebenheiten in der ganzen Weltgeschichte. Eine Handvoll Europäer unternahm es, ein Volk anzugreifen, welches ein weitläuftigeres Land bewohnte, als das Reich war, aus dem jene herkamen. Ausserordentliche Klugheit, Tapferkeit und Geschicklichkeit werden von beiden kämpfenden Partheien aufgewendet; der Geist der alten Welt wird dem Geiste der neuen entgegengesetzt. **Kortes** und **Guatimozin** kontrastiren miteinander, und treten auf den Schauplatz, jener als eine der wichtigsten Personen seiner Zeit, dieser als der größeste Monarch der neuen Welt, und das Ganze liefert uns einen Reichthum von Begebenheiten und Vorfällen, desgleichen man selten in den Jahrbüchern irgend eines Landes antrifft.

Ehe ich des Fortgangs der Unternehmungen unsers Helden und seiner wenigen Mannschaft, in der Unterwerfung des Königreichs Mexiko, erwähne, muß ich erst einige Umstände aus der frühern Lebensperiode desselben anführen, und dann eine kurze Uebersicht der Lage, des Zustandes und des Charakters von Europa vor dieser Periode geben.

Kortes war von adlicher Herkunft, geboren zu Medellin, einem Städtchen in der spanischen Provinz Estremadura. „Von früher Jugend an, sagt der vortreffliche Campe in seiner unübertreffbaren Schilderung der Entdeckung von Amerika, Thl. 2, hatte er einen ungemeinen Muth, eine nicht zu ermüdende Geduld in Ertragung aller Beschwerlichkeiten des Lebens, einen rastlosen arbeitsamen Geist und eine brennende Begierde gezeigt, sich einst durch vorzügliche Thaten auszuzeichnen. Kaum hatte er seine Schuljahre geendigt, so sah er sich begierig nach einer Laufbahn um, auf welcher er nach irgend einem großen, ruhmwürdigen Ziele streben könnte. Aller Augen waren damals nach der erst entdeckten neuen Welt gerichtet. Auch die seinigen folgten dieser Richtung, und er beschloß, sich den kühnen Männern zuzugesellen, welche damals jede Mühselig-

keit

keit und jede Gefahr verachteten, um ihr Vaterland mit neuen Besitzungen zu bereichern, und sich selbst einen ruhmvollen Namen zu erwerben."

Er war gerade in seinem zwanzigsten Jahre, da er aus Spanien segelte, um sich nach St. Domingo zu verfügen; und schon auf dieser ersten Reise setzte das Glück seinen Muth und seine Standhaftigkeit auf eine harte Probe. Es häuften sich Gefahr auf Gefahr, und Beschwerlichkeit auf Beschwerlichkeit; aber der muthige und tapfre Jüngling, dessen Körper- und Geisteskräfte nicht durch Trägheit, Weichlichkeit und schändliche Ausschweifungen geschwächt waren, spottete ihrer. Zu arbeiten war ihm eine Lust; zu wachen, zu hungern und zu dürsten, eine Kleinigkeit; zu sterben, wann es seyn müßte, eine gleichgültige Sache. Und was vermögen alle Widerwärtigkeiten des Lebens über einen solchen Geist, der in einem solchen Körper wohnet?

Kortes kam auf St. Domingo an, zur Zeit, als **Ovando** noch Statthalter daselbst war. Sein bloßes Ansehen erweckte eine günstige Meinung von ihm. Er war wohl gewachsen, von einer gefälligen Gesichtsbildung und von einer ungezwungnen Freundlichkeit gegen Jeder-

mann. Aber seine Gemüthseigenschaften machten ihn noch weit beliebter. Er war offenherzig, ohne Arglist, nachgebend und großmüthig, aber auch klug, vorsichtig und verschwiegen. Er redete von niemand übel, und war im Umgange aufgeräumt. Seine Gefälligkeit wußte er immer mit guter Art anzubringen, und er konnte nicht leiden, daß man viel davon sagte. Diese rühmlichen Eigenschaften machten ihn bald bei Jedermann beliebt. Selbst **Ovando** war ihm gewogen, aber weil sein junger und muthiger Geist nach immer höhern Zielen strebte, so erhielt er, als **Velasquez** nach Kuba überging, die Erlaubniß, denselben bei dieser Unternehmung zu begleiten. Hier fand er bald Gelegenheit, Beweise seines Muths und seiner übrigen großen Seelenfähigkeiten zu geben. Schnell schwung er sich dadurch empor, und in kurzer Zeit ward ihm sogar die wichtige Stelle eines Alkalde, oder Oberrichters zu St. **Jago**, der Hauptstadt von Kuba, anvertrauet.

Dies war der Mann, der dem Velasquez, welcher zur Fortsetzung der bereits gemachten Entdeckungen, eilf Schiffe von 80 bis 100 Tonnen ausgerüstet hatte, zum Anführer der neuen Flotte vorgeschlagen wurde. Der Vorschlag hatte

ganz

ganz seinen Beifall; die Wahl wurde vollzogen, und alle, welche an der bevorstehenden Unterneh- mung Antheil nehmen wollten, waren hocher- freuet, einen so fähigen, beherzten und beliebten Mann zu ihrem Anführer zu bekommen. **Kor- tes** selbst war entzückt, eine Gelegenheit zu er- halten, seine Talente zu entwickeln, und gab mit Vergnügen sein ganzes Vermögen zur Anschaf- fung eines größern Vorraths von Kriegsbedürf- nissen, und zur Bestreitung der Ausrüstungsko- sten für diejenigen unter seinen Begleitern her, welche Armuths halber sich das Nöthige nicht anschaffen konnten. Diese zu rechter Zeit ange- wendete Freigebigkeit machte ihn vollends zum unumschränkten Herrn über die Herzen aller, die zu seiner Begleitung bestimmt waren. Doch ehe wir ihn absegeln lassen, bitt ich mit mir ein Weilchen still zu stehen, um auf die damaligen charakteristischen Umstände von Europa und eini- ges andere mit unserer Erzählung in Verbin- dung Stehende zurückzublicken.

Die europäischen Völker hatten sich seit lan- ger Zeit durch Unternehmungsgeist und Religions- eifer unterschieden. Die berüchtigten Kreuzzüge führten denselben ein. Diese romantischen Zü- ge gehören zu den ausserordentlichsten Begeben-

heiten

heiten in der Geschichte *). Nichts war jemals allgemeiner, als das Aufbrausen; fortreißender, als der Fortgang; und daurender, als die Wirkungen des heftigen Triebes, welcher die Völker zu dem heiligen Kriege verleitete. Die Stimme von Peter dem Einsiedler, berüchtigten Andenkens, durchdrang auf einmal ganz Europa, und setzte alles in Bewegung; Kirchenversammlungen riefen einmüthig: „Es ist der Wille des Himmels!“ Könige legten ihren Zepter bei Seite, um das Schwerdt anzugürten; der Adel verließ seine väterlichen Güter; die Völker setzten sich in Waffen, und — sechs Millionen Menschen nahmen das Kreuz.

Die berühmten Unternehmungen der Kreuzfahrer ertheilten der menschlichen Seele einen Eindruck, der lange fühlbar war, und den Bestrebungen der Menschen eine Richtung, welche fast dieselbe blieb, auch nachdem die Ursache aufhörte.

*) Man findet sie ausführlich geschildert in den bei Hartknoch in Riga verlegten: **Historischen Gemälden, oder Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen**; von denen schon die 2te Auflage erschienen ist.

hörte. Vermittelst derselben wurden die Europäer mit entfernten Gegenden bekannt; es wurde eine Gemeinschaft eröffnet zwischen Europa und den westlichen Provinzen Asiens; der Geist der Neugierde und Entdeckung erweiterte sich, und die Menschen fingen an, bis an die entferntesten und reichsten Gegenden des Morgenlandes zu dringen. Die Portugiesen, damals das erste Volk in Europa, waren Anführer in diesen Entdeckungen, und Johann I. mit dem Zunamen der Bastart, rüstete einige wenige Fahrzeuge aus, welche längs der westlichen Küste von Afrika seegeln mußten. Diese entdeckten unbekannte in der dasigen Gegend liegende Länder, und hiedurch wurden die Schranken geöffnet, welche eine lange Zeit die Menschen von der Kenntniß der **einen** Hälfte der Erdkugel ausgeschlossen hatten. Zu der Zeit, da **Kolumbus** erschien, war der Entdeckungsgeist in seiner Stärke, und das große Bestreben der Menschen ging dahin, einen Weg zur See nach Ostindien zu machen. Da der Enthusiasmus des Genies seine herrschende Triebfeder war, so fühlte er natürlicherweise die Leidenschaften der Zeiten in ihrer ganzen Stärke, und bestrebte sich mit Eifer, dasjenige zu verfolgen, was den gro=

großen Gegenstand seines Jahrhunderts ausmachte.

Die Philosophie hatte ihn die wahre Gestalt der Erde gelehret, neuere Entdeckungen hatten die Schlüsse der Philosophie bestätiget, und die Stärke dieser doppelten Ueberzeugung, welche aus theoretischen Grundsätzen und praktischen Bemerkungen entsprang, machte ihm Hoffnung zur Entdeckung neuer Länder in dem westlichen Ozean.

Die nachherigen Befehlshaber, welche den Fußstapfen des Kolumbus folgten, und die Mannschaft, die sie begleitete, wurden von eben der Liebe zu Abentheuern getrieben. Fast alles in Amerika wurde auf Kosten von Privatpersonen unternommen. Wurden sie geschlagen, so litten sie allein; machten sie Eroberungen, so erweiterten sie die Gränzen der spanischen Herrschaft. Zu den ersten Unternehmungen nach der neuen Welt, machte der Staat keine Vorkehrungen, wendete kein Geld auf, setzte keine Truppen auf die Beine. Der Geist der Kreuzzüge, die Begierde, umherzuschweifen, und die Liebe zur Beute, wirkte noch immer, und setzte den Fleiß und die Thätigkeit der Menschen in Bewegung. Diese Antriebe zur Thätigkeit waren so kräftig,

daß nicht allein der gemeine Mann, sondern viele Personen von hohem Stande sich um Ruhm und Reichthum unter den Barbaren eines unbekannten Landes, und unter den Gefahren einer heißen Zone bewarben. Selbst unter dem Haufen des Pizarro, den verächtlichsten Banditen, welche Amerika verheereten, handelte kein einziger Mann als ein gedungener Soldat, der seiner Fahne um Sold folgte. Jeder Abentheurer in Peru betrachtete sich als einen Eroberer, den seine Dienste zu einem Eigenthume in dem Lande berechtigten, das durch seine Tapferkeit erworben wäre. In den Streitigkeiten zwischen den wetteifernden Anführern nahm ein jeder seine Parthei, wie ihn seine Ueberlegung und Leidenschaften lenkten. Er folge seinem Befehlshaber, als ein Gefährte seines Glücks, und hielt es seiner unwürdig, sich durch die Annahme des Lohns eines Miethlings herabzusetzen.

Religionseifer mischte sich in den Charakter der amerikanischen Abentheurer eben so stark, als die Liebe zu Unternehmungen. Dies rührte ebenfalls von den Kreutzzügen her. Der kriegerische und Religionsgeist waren damals mit einander verbunden; jedermann wurde der Verfechter des Kreutzes; es wurde Mode, der Fahne

eines

eines Anführers in das heilige Land zu folgen, und Religion mischte sich in alle menschliche Angelegenheiten. Mehr der Eifer, die katholische Religion fortzupflanzen, als die Ehrsucht, die spanische Herrschaft zu erweitern, brachte **Isabellen** zu dem großmüthigen Erbieten, ihren Schmuck zu verpfänden, um die Reise des Kolumbus zu befördern, und zu dem Entschlusse, alle Kosten dieser Unternehmung aus den Schätzen ihres eignen Königreichs Kastilien zu bestreiten.

Als jeder zu der Reise fertig war, wollte **Kolumbus**, in eben dem Grade mit den Empfindungen der Religion angefüllet, als seine Zeitgenossen, die Expedition nicht eher antreten, als nachdem er öffentlich um die Leitung und den Schutz des Himmels geflehet hatte. In dieser Absicht ging er mit allen Personen unter seinem Kommando, in feierlicher Procession, nach dem Kloster Rabida, wo sie, nachdem sie gebeichtet und die Absolution erhalten hatten, das heilige Sakrament empfingen. Als **Kortes** mit seinen Begleitern auf die Eroberung von Mexiko ausging, wurde ein großes Kreuz in ihre Fahne gesezt, mit dieser Umschrift: „Lasset uns dem

Kreutze folgen, denn unter diesem Zeichen werden wir überwinden!"

Die Eroberer von Amerika äußerten ihren Religionseifer bisweilen auf eine sehr seltsame Weise; selbst **Kortes** ließ sich, ungeachtet seines Verstandes und seiner Klugheit, durch seinen Fanatismus zu Schritten verleiten, welche seinen Absichten hätten schädlich werden können. Zu Zempvalla befahl er seinen Soldaten, die Altäre umzureissen und die Götzenbilder in dem vornehmsten Tempel zu zerstören, und an deren Stelle ein Kruzifix und ein Marienbild aufzurichten. Das Volk sahe dies mit Erstaunen an, die Priester brachten es in Waffen, und es kostete Mühe, daß der Auflauf ohne Blutvergießen gestillet wurde. Er stand auf dem Punkte, sein Ansehen bei den Tlaskalanern durch eben den unmäßigen Eifer zu verlieren. Er drang darauf, daß sie seine Religion annehmen sollten, und brachte seine Forderungen in einem gebietenden Tone vor; mischte Drohungen unter seine Vorstellungen, bis die Tlaskalaner es nicht länger ertragen konnten und ihn beschwuren, nie wieder etwas davon zu erwähnen, damit die Götter nicht an ihnen die Missethat, auf einen Vorschlag von der Art gehört zu haben, rächen mögten. **Kortes**, über

ihre Hartnäckigkeit erstaunt, und in Wuth gesetzt, machte Anstalten, das mit Gewalt zu vollziehen, was er durch Ueberredung nicht erhalten konnte, und war im Begriffe, mit eben der gewaltsamen Hand, wie zu Zempoalla, ihre Altäre umzustürzen und ihre Götzen niederzuwerfen, wenn nicht der P. Bartholomäus von Olmedo, Kaplan bei dieser Unternehmung, seiner unbedachtsamen Hitze Einhalt gethan hätte.

Die menschliche Natur hat sich in den beiden letzteren Jahrhunderten so sehr geändert, daß dergleichen Erzählungen den Erdichtungen eines Romans ähnlicher sehen, als den Thatsachen der Geschichte. Einige Aeußernngen dieser Gesinnungen erregen mehr unsern Abscheu, als unsre Verwunderung. Als **Pizarro, Almagro** und **Hernando Lucque** in eine Verbindung traten, das Königreich Peru zu zerstören, so wurde dieser Bund, welchen Ehrsucht und Geiz geschlossen hatten, durch die feierlichste Religionshandlung bestätiget. Lucque hielt die Messe, theilte eine geweihete Hostie in drei Theile, behielt einen für sich und gab die beiden andern seinen Verbündeten. So ratificirten sie im Namen des **Fürstens des Friedens** einen Kontrakt, dessen Gegenstand **Plündern und Blutvergiessen** war, und hoben eben

die

die Hände am Altar empor, die zur Ausrottung der Amerikaner gewaffnet waren.

Der Belauf der Macht, welche Kortes anführte, um damit ein großes Reich übern Haufen zu werfen, muß in unsern Zeiten einen Leser in Verwundrung setzen.

Alles war nun zu ihrer Abreise fertig. Aber obgleich zu dieser Unternehmung die vereinten Kräfte der spanischen Macht in Kuba aufgeboten waren; obgleich jede Kolonie ihren Theil an Mannschaft und Lebensmitteln beigetragen; obgleich der Gouverneur ansehnliche Summen hergeschossen, und jeder Gefährte dieser Unternehmung sein Kapital angegriffen oder seinen ganzen Kredit aufgebothen hatte, so waren doch die Zurüstungen so armselig, daß man in unseren Zeiten darüber erstaunen muß, und verriethen wahrhaftig nichts weniger, als eine Kriegsflotte, die zur Eroberung eines großen Reichs bestimmt war. Das Geschwader bestand aus eilf Schiffen, wovon das größeste hundert Tonnen hielt, und den Namen des Admiralschiffs führte; drei hielten 70 oder 80 Tonnen, und die übrigen waren kleine offene Fahrzeuge. Am Bord dieser Schiffe befanden sich 617 Mann, von welchen 508 Mann

Land=

Landsoldaten, und 109 Seeleute oder Handwerker waren. Die Soldaten waren nach der Zahl der Schiffe in eilf Kompagnien getheilt; jeder derselben setzte Kortes einen Hauptmann vor und trug ihm das Kommando des Schiffes, so lange es in See wäre, und der Leute, nachdem man gelandet hätte, auf. Da der Gebrauch des Feuergewehrs unter den europäischen Nationen bisher nur auf wenige Bataillone einer regulären geübten Infanterie eingeschränkt war, so waren nur 13 Soldaten mit Flinten bewaffnet, 32 waren Armbrustschützen, und die übrigen führten Degen und Spieße. Statt der gewöhnlichen Vertheidigungswaffen, welche in einem heißen Klima beschwerlich gewesen seyn würden, trugen sie mit Baumwolle gefütterte Jacken, welche, wie die Spanier aus Erfahrung wußten, gegen die Waffen der Amerikaner eine hinlängliche Bedeckung waren. Sie hatten nur sechszehn Pferde, zehn kleine Feldstücke und vier Falkonets.

Mit diesem geringen und schlecht versehenen Gefolge seegelte Kortes ab, um einen Monarchen zu bekriegen, dessen Herrschaften sich weiter erstreckten, als aller der Krone Spanien unterworfene Königreiche.

Der Zustand des mexikanischen Reichs war damals sehr Achtungswerth. Es war zu einer Stuffe der Größe gestiegen, welche keine Gesellschaft jemals in einem so kurzen Zeitraume erreicht hat. Ob es gleich nur 130 Jahre gestanden hatte, so erstreckte sich sein Gebiet doch von der Nordsee zur Südsee über Landschaften, die mehr als 400 Meilen von Osten nach Westen, und über 200 von Norden nach Süden, ausmachten. Das Volk war kriegerisch und unternehmend; die Gewalt des Monarchen unumschränkt, und seine Einkünfte ansehnlich. Der tapfere und unternehmende Geist der Mexikaner zeigt sich auf allen Seiten ihrer Geschichte. Der Eifer, welchen sie blicken ließen, als **Montezuma** auf des **Kortes** Ueberredung ihnen in einer förmlichen Anrede rieth, von den Feindseligkeiten abzulassen und als Unterthanen von Spanien zu leben, ist ein Beweis, daß sie die menschlichen und patriotischen Empfindungen in nicht geringem Grade besaßen. So gewohnt sie waren, ihren Monarchen zu ehren und ihn fast als einen Gott anzubeten, so erhub sich doch, als er die Majestät auf eine ihn so erniedrigende und ihnen so schimpfliche Art verletzte, ein unwilliges Murren unter der Menge; Vorwürfe und Drohungen folgten; in

einem

einem Augenblicke überstieg ihre Wuth alle Schranken; zwei Pfeile durchbohrten den unglücklichen Monarchen und der Wurf eines Steins an seine Schläfe stürzte ihn zu Boden.

Die Bemühungen zweyer edlen Mexikaner, ihr Vaterland von dem Unterdrücker desselben zu befreien, gehören zu den Thaten, welche der Geschichte einen Glanz ertheilen.

Zwei junge Mexikaner von hohem Stande, bemerkten, wie Kortes durch sein Zurufen und Beispiel seine Soldaten aufmunterte, und entschlossen sich zur Aufopferung ihres Lebens, in der Absicht, den Urheber alles des Unglücks, das ihr Vaterland drückte, zu vertilgen. Sie näherten sich ihm in einer bittenden Stellung, als wenn sie gesonnen wären, die Waffen niederzulegen, ergriffen ihn in dem Augenblicke, schleppten ihn eiligst gegen die Spitze der Mauer, über welche sie sich selbst plötzlich hinabstürzten, in der Hoffnung, daß er, indem sie ihn mit sich zogen, durch eben den Fall zerquetscht werden sollte. Kortes aber machte sich durch seine Stärke und Behändigkeit von ihnen los, und die braven Jünglinge verloren in diesem großmüthigen, wie-

wol

wol unglücklichen Versuche, ihr Vaterland zu retten, das Leben.

In der Geschichte der alten Republiken finden wir nichts Rühmlicheres, als die vergebliche Unternehmung dieser beiden Helden und Patrioten. Thaten von der Art söhnen uns mit dem Charakter der Amerikaner aus, erhöhen unsere Begriffe von der menschlichen Natur und lehren uns, die schuldige Ehrerbietung der Tugend zu zollen. Dies ist außerdem ein Beweis, daß, wenn gleich Montezuma Tyrann war, in der ursprünglichen Verfassung von Mexiko kein geringer Grad der Freyheit sich müsse befunden haben. Denn eine absolute Regierung flößte selten die Tugend Griechenlands und Roms ein; erzeugte selten den Geist, welcher die Menschen treibt, sich für ihre Mitbürger aufzuopfern und sogar für ihr Vaterland zu sterben.

Guatimozins Charakter findet wenig seines Gleichen in der Geschichte. Seine Entwürfe, die Absichten des Kortes zu vereiteln und die Armee desselben zu Grunde zu richten, sind eines heutigen Staatsmanns würdig; seine berühmte Antwort unter den Schmerzen der Folter, als der Gefährte seiner Leiden über sein Schicksal sich beklagte und seine Erlaubniß verlangte, den Ort,

wo seine Schätze begraben waren, entdecken zu dürfen: „Liege ich etwa auf einem Bette von Rosen?“ würde im Plutarch glänzen, und erwirbt ihm eine Stelle unter den Helden der alten Welt.

Solche Männer hervorzubringen ist der Beweis eines großen Volkes; denn Weisheit und Tugend sind nicht bloß Eigenschaften Einzelner Personen; sie charakterisiren eine Nation oder ein Jahrhundert.

Mexiko fiel jedoch geschwind in der Spanier Hände. Robertson zeigt die Ursachen dieser merkwürdigen Begebenheit.

„Hätte Montezuma mit der Macht, welche in einem solchen Reiche geschwind zusammen gebracht werden konnte, die Spanier angefallen, als sie noch auf einer unfruchtbaren, ungesunden Küste gelagert waren, ohne von irgend einem Bundsgenossen unterstützt zu seyn, ohne einen Platz zu haben, wohin sie sich hätten zurückziehen können, und von Lebensmitteln entblößt, so hätten sie sich unmöglich, selbst bei allen Vortheilen, welche ihre überlegene Kriegszucht und Waffen ihnen gaben, gegen den Angriff halten können, und sie hätten entweder in einem so ungleichen Streite umkommen, oder die Unternehmung aufgeben müssen.“

„So wie die Gewalt des Montezuma ihn in den Stand setzte, dieses Mittel als das klügste von allen, zu ergreifen, so schien auch seine Neigung ihn natürlicherweise hiezu zu reitzen. Von allen Fürsten, welche den mexikanischen Zepter geführt hatten, war er der stolzeste, der heftigste und derjenige, welcher am wenigsten Zwang vertragen konnte. Seine Unterthanen sahen mit Ehrfurcht zu ihm hinauf und seine Feinde mit Schrecken. Die erstern beherrschte er mit unerhörter Strenge, aber ihre Meinung von seiner Fähigkeit war so groß, daß sie ihnen Ehrfurcht abnöthigte; und durch viele Siege über die letztern hatte er das Schrecken seiner Waffen weit ausgebreitet und verschiedene ansehnliche Provinzen seinen Herrschaften hinzugefügt. Allein so angemessen seine Talente den Geschäften in einem so unvollkommen civilisirten Staate, als das mexikanische Reich war, seyn mogten, und so hinreichend zur Leitung derselben, so lange sie in ihrem gewöhnlichen Zirkel blieben, so ganz unzulänglich waren sie bei einem so außerordentlichen Vorfalle und sie machten ihn nicht geschickt, mit derjenigen Scharfsinnigkeit zu urtheilen, als bei so kritischen Ereignissen erfordert wurde."

„Von dem Augenblicke an, da die Spanier auf seiner Küste erschienen, verrieth er Furcht und Verlegenheit. Statt Entschließungen von der Art zu fassen, die das Bewußtseyn seiner Macht oder die Erinnerung an seine vorigen Thaten ihm hätten einflößen können, berathschlagte er mit einer Aengstlichkeit und Unschlüssigkeit, welche auch dem geringsten seiner Hofleute sichtbar wurde. Die Bestürzung und Verwirrung in Montezuma's Gemüthe bei dieser Gelegenheit rührte eben sowol, als die allgemeine Verzagtheit seiner Unterthanen, nicht ganz von dem Eindrucke her, welchen die Spanier durch die Neuheit ihrer Erscheinung und das Schrecken ihrer Waffen gemacht hatten. Der Ursprung davon läßt sich von einer entfernteren Quelle herleiten. Unter den Amerikanern war, wenn wir den frühesten und zuverlässigsten spanischen Geschichtschreibern glauben dürfen, eine fast allgemeine Meinung, daß ein schreckliches Unglück über ihren Häuptern schwebe, von einem Geschlechte fürchterlicher Krieger, welche von den Gegenden der aufgehenden Sonne kommen würden, ihr Land zu überfallen und zu verheeren. Ob diese beunruhigende Furcht von der Erinnerung irgend eines physikalischen Unglücksfalles, der diesen Theil der Erdkugel getroffen

und den Gemüthern der Einwohner abergläubische Besorgnisse und Ahnungen eingeprägt hatte, herrührte, oder, ob es eine, durch das Erstaunen, welches der erste Anblick einer neuen Menschenart verursachte, zufälligerweise erzeugte, Einbildung war, dies läßt sich unmöglich bestimmen. Allein, da die Mexikaner mehr Hang zum Aberglauben hatten, als irgend ein Volk in der neuen Welt, so machte die Erscheinung der Spanier auf sie einen tiefern Eindruck; sie sahen, vermöge ihrer Leichtgläubigkeit, die Spanier sogleich als diejenigen Werkzeuge an, die dazu bestimmt wären, die unglückliche Revolution hervorzubringen, welche sie fürchteten."

Unter diesen Umständen höret es auf, unglaublich zu seyn, daß eine Handvoll Abendtheurer den Monarchen eines großen Reichs und alle seine Unterthanen in Unruhe setzen konnte.

Andere Ursachen trugen ebenfalls zu dieser Begebenheit das Ihrige bey. Der Mangel an Einigkeit unter den amerikanischen Mächten erleichterte den Fortgang des Kortes in Unterwerfung des Königreichs Mexiko. Bei seiner ersten Erscheinung boten ihm die Kaziken von Zempoalla und Quiabeslan ihre Freundschaft und Hülfe an; ihr Beispiel wurde bald nachgeahmt von den To-

tona-

tonaken: die Tlaskalaner, diese berühmte Republick in Amerika, wurden aus seinen Feinden seine Freunde; alle die übrigen Staaten, welche mit Montezuma im Kriege begriffen waren, verbanden sich mit den Feinden von Mexiko.

Eben der Mangel einer Nationalverbindung zwischen den benachbarten Mächten, beförderte den Fortgang der Römer und bahnte ihnen den Weg zu der Herrschaft der Welt. Der wahre Begriff von einem Gleichgewichte der Macht scheinet in der Geschichte des menschlichen Geschlechts nur dreimal aufgestiegen und angenommen zu seyn; von den Staaten des alten Griechenlandes, von den Völkerschaften des neuern Europa, und von den Wilden in Nordamerika.

Der Mangel an Kriegszucht unter den amerikanischen Truppen gab den Europäern eine unendliche Ueberlegenheit. Ihre Armee war zwar kein bloß zusammengelaufenes Gesindel; aber, so kriegerisch sie waren, so fehlte doch die militärische Ordnung. Die Jahrbücher des alten und neuern Indiens, die Geschichte aller Völker beweisen hinlänglich, daß die Menge einem Heere bald weichet und daß der Streit ungleich ist, wenn auf der einen Seite die Anzahl, und auf der andern die Disciplin sich befindet. Ein andrer Umstand

kam

kam hinzu, den Widerstand der Amerikaner zu schwächen, nemlich eine beständige Sorgfalt, die Todten und Verwundeten wegzubringen. Diese Ehrliebe, welche dem einigermaßen ähnlich ist, was wir bei den Griechen zur Zeit des trojanischen Krieges finden, war allgemein unter den Einwohnern von Neuspanien. Wenn wir uns des Gebrauchs der Amerikaner, ihre Feinde zu essen, erinnern, so werden wir die Ursache davon leicht entdecken. Die Aufmerksamkeit auf diese Pflicht beschäftigte sie in der Hitze des Treffens, trennete ihre Reihen und verminderte die Stärke des Anfalls, welche sie durch vereintes Bestreben hätten hervorbringen können.

Ihr Mangel an Rüstung, welcher ihrer Unwissenheit in Ansehung der Metalle zuzuschreiben ist, war den Amerikanern eben so verderblich, als ihr Mangel an Kriegszucht. Die Wirkung ihrer kriegerischen Waffen machte ihre Tapferkeit größtentheils unschädlich. Nach drei Schlachten und vielen Scharmützeln war nicht ein einziger Spanier im Felde geblieben. Pfeile und Spiesse, vorn mit Kiesel oder Fischgräten versehen, Stecken im Feuer gehärtet und hölzerne Schwerdter, so schädliche Waffen solche unter den nackten Indianern waren, wurden durch die spanischen

Schil-

Schilde leicht abgehalten und konnten kaum durch die gefütterten Wamse dringen, welche die Soldaten trugen.

Zu dem Angeführten kömmt noch die Vorstellung, welche die Amerikaner sich von den Spaniern, als von einer höhern Art von Geschöpfen machten, und welche Kortes zu erregen beflissen war.

Eine Armee von höheren Wesen, welche in den Wolken flöge, den Zug des Ungewitters leitete und den Donner vom Himmel herabsendete, würde die Europäer in nicht größeres Erstaunen und Schrecken setzen, als die Bewegungen eines spanischen Kriegesheeres und die Abfeurung ihres groben Geschützes die unwissenden Amerikaner. Mit allen diesen Nachtheilen auf der Seite der Letztern wird es nicht befremden, wenn ein General, wie Kortes, mit 617 braven Begleitern ein zahlreiches, aber schlecht bewaffnetes, undisciplinirtes und unordentliches Volk bezwingt.

Wenn man — um über den Charakter des Kortes noch etwas zu sagen — seinen Fanatismus abrechnet, welchen der Geist der Zeiten mit sich brachte, und jene Grausamkeit, die alzeit den Charakter der Europäer in den andern Theilen der Erde befleckte, so war sein ganzes Betragen

eines tapfern Kriegers und geschickten Politikers würdig. Daß er seine Gefährten beredete, ihre Flotte zu verbrennen und sich in ein feindliches Land hineinzuwagen, wo sie überwinden oder sterben mußten, daß er sich der Person des Montezuma bemächtigte und unter dem Schatten der Gewalt desselben und der Heiligkeit seines Namens, Mexiko beherrschte; daß er die Schlacht bey Otumba wieder gewann, indem er den kühnen Versuch machte, die große Reichsfahne zu ergreifen, von deren Schicksale, nach der Mexikaner Meinung, der Ausgang des Treffens abhing, sind Thaten, die zu den kühnen, eigenthümlichen und musterhaften Zügen gehören, welche den großen Mann auszeichnen, und sie geben dem Kortes eine vorzügliche Stelle unter den wenigen berühmten Befehlshabern, die in der Geschichte glänzen.

Feldmarschall Schomberg.

Nicht ohne Erstaunen kann man auf den Schauplatz der Thaten dieses Mannes hinsehen, der i. J. 1688 vom Könige **Wilhelm** von England ausersehen wurde, ihm die wankende Krone auf dem Haupte zu erhalten, und die englische Konstitution zu sichern.

Billig sollte jeder Offizier die Lebensgeschichte dieses in der That großen Feldherrn studiren, ob er gleich erst hundert Jahre nach seinem Tode das Glück gehabt hat, in dem verdienten Rath Kazner einen Biographen zu finden.

Da diese Biographie vielleicht nicht so bekannt ist, als sie's verdient, so wird es einem großen Theile unserer Leser nicht unangenehm seyn, hier das lehrreiche Gemälde, welches der Verfasser von Schombergs irländischen Feldzuge meisterhaft schildert, aufgestellt zu finden. Man wür-

würde aber den großen, für Gewissensfreiheit und Staatswohl höchst wichtigen, Zweck der Schombergischen Kriegsthaten nicht richtig würdigen, wenn man nicht wüßte, warum dieser Held von Berlin ab, (er war preußischer General) nach England auf den Kriegsschauplatz gerufen wurde.

Es ist bekannt, daß die Jesuiten und Ludwig der Vierzehnte Großbrittannien unter päbstliche und französische Botmäßigkeit bringen wollten. Die Jesuiten versuchten, die Macht des römischen Stuhls und ihre Reichthümer in England zu vermehren, und Frankreich, welches durch Kriege und Verschwendung dem Bankerutt nahe war, hoffte durch Englands Kredit sich aufrecht zu erhalten, und den Holländern und Deutschen um so furchtbarer zu werden. Zur Erreichung dieses schädlichen Zwecks schlichen sich die Jesuiten bei dem englischen Kronprinzen, dem Herzoge von York, ein, und verleiteten ihn, heimlich die protestantische Religion abzuschwören. Als er 1683, trotz der Protestation des Volks, zur Regierung kam, wurde er von jenen Geistlichen und von Frankreichs Unterhändlern vermogt, die römischkatholische Religion gewaltsam in England einzuführen, und eine Staats-

ver-

veränderung zu bewirken, welche für ganz Europa furchtbar ward. England zitterte, Holland war in Schrecken, und der große Churfürst **Friedrich Wilhelm** von Brandenburg sah mit Schaudern der Ausführung des jesuitischen und französischen Plans sterbend entgegen. Er hinterließ seinem Thronfolger und seinem vertrauten Feldmarschall Schomberg den wichtigen Auftrag, Mitgehülfe zur Verhinderung des jesuitischfranzösischen Plans zu werden. Da nun Jakobs Schwiegersohn, der große **Wilhelm von Oranien**, zum Retter Englands gerufen wurde, Jakob entsetzet worden, und durch Frankreichs Hülfe wieder auf den Thron gelangen sollte, war dem neuen Könige Wilhelm ein Feldherr nöthig, dessen Name, Thätigkeit, Klugheit und Treue dem Feinde furchtbar würde. Diesen suchte und fand er in dem preußischen Feldmarschall **Schomberg**, welcher sich auf Deutschlands und Frankreichs Kriegsschauplätzen so berühmt gemacht hatte, daß die Feinde schon bei Schombergs Namen zitterten, die Besiegten aber in ihm den Menschenfreund fanden, welcher den großen Kriegsheld charakterisirt.

Man wird beim Lesen der folgenden Geschichte den Muth bewundern, mit welchem er gegen

Fak=

Faktionen im Lande und in der Armee siegreich kämpfte; Hitze, Frost, Sturm, Hunger, pestartiges Sterben seiner Leute standhaft ertrug, und selbst im hohen Alter mit jugendlichem Feuer, den ehrenvollen Heldentod erlitt. Er war es, welcher für England ein kleines Heer mit Muth beseelte, Großbrittanniens Krone auf Wilhelms Haupt zu befestigen. Noch bis auf den heutigen Tag muß England billig den Namen dieses preußischen Generals mit Dankbarkeit nnd Ehrerbietung nennen. Denn der Sieg, welchen Wilhelm mit Schombergs Heere errang, machte es möglich, daß die jetzt noch dauernde herrliche englische Konstitutution errichtet werden konnte. Hat diese englische Reichsverfassung auch Abänderungen erlitten, und wird sie in der Zukunft noch Verbesserungen erhalten, so kann doch immer jeder unpartheiische Engländer rühmen, daß Schomberg die Thür zur Religions- und Staatsfreiheit öffnen half. Hier ist die Geschichte seiner in Irland verrichteten Thaten mit den eignen Worten seines vortrefflichen Biographen.

König Jakob war schon im Anfange des Monats März 1688 mit einer beträchtlichen französischen Unterstützung in England angekom-

kommen, und hatte an fremden und ihm treu gebliebnen Inländern eine Armee von 30,000 Mann zu Fuß, und 8000 Mann zu Pferde beisammen. Mit diesem Heere von 38,000 Mann marschirte er von Kinsale nach Ulster, und blokirte die Stadt Londonderry. Der Prediger Wakler ermunterte die Garnison und Bürgerschaft zur Treue gegen den König **Wilhelm**, und zur Beschützung der protestantischen Religionsfreiheit. Seine heldenmüthige Vertheidigung ist bekannt, aber auch der beinahe unerhörte Jammer, welchen die Einwohner erduldeten, und der gegen zwei Drittel derselben aufrieb, bis sie gleichsam durch ein Wunderwerk entsetzt wurden. Dieser dringenden Gefahren ungeachtet herrschte bei den engländischen Anstalten unbegreifliches Zaudern. Wilhelm verlor bald nach seiner Thronbesteigung durch ein zurückhaltendes Betragen, und durch ein in seinem Charakter liegendes Pflegma, welches seinem Aeußern etwas Zurückschreckendes gab, die Zuneigung eines großen Theils der Nation. Sie glaubte, von ihm nicht geliebt zu seyn, und dieser Umstand mag einen Einfluß auf die Langsamkeit der so nothwendigen Zurüstungen gehabt haben. Die eigentliche Quelle des Uebels aber lag in

der

der niederträchtigen Eigennützigkeit derjenigen Personen, welche bey den Unruhen mehr, als bei der wiederhergestellten Ruhe des Reichs zu gewinnen hofften, und denen schon der erste Erfolg zu schnell von statten gegangen war.

Der König befahl zwar die Errichtung von 22 neuen Nationalregimentern; mit diesen sollten sich zwei Bataillone Holländer und vier Regimenter französischer wegen der Religion geflüchteter Reformirten vereinen, die Rebellen bezähmen, Jakobs Armee schlagen, und ihn nöthigen, nach Frankreich zurück zu eilen. In Irland sollten die Truppen von Jinskilling, aus Schottland so viel Regimenter, als man mit Sicherheit herausziehen könnte, und Kraft eines erst in Unterhandlung stehenden Subsidientraktats, 6000 Dänen, zu dieser Armee stoßen. Diese aber waren zu Ausgange Novembers 1689 noch nicht einmal in Schottland angekommen. Als Schomberg den 20. Jul. 1689 nach Chester kam, zeigte sich auch dort die unverantwortlichste Vernachläßigung aller zu treffenden Vorkehrungen.

Von den 22 Regimentern, welche man auf dem Papiere in einer Zeit von sechs Wochen aufgestellt hatte, fanden sich aus Mangel bestimmter Befehle, oder aus Ungewohnheit, sie mit

preußischer Strenge zu befolgen, nur einige auf dem Platze. Und die dahin angekommenen waren nichts weniger, als vollzählig, ungeachtet der König sie schon lange für voll bezahlte. Transportschiffe, Geräthschaft und Vorrath jeder Art, war nicht in der erforderlichen Menge vorhanden; und die neuen Monturen, Schuhe und Zelte taugten gar nichts. Die Mannschaft war ungeübt; der größte Theil derselben hatte keine Flinte losgeschossen, und wußte noch weniger von Subordination. Nicht viel besser verhielt es sich mit den Offizieren. Diejenigen, welche sich unter Cromwel gebildet hatten, und noch am Leben waren, hatten sich aufs Landleben, oder auf die Handelschaft gelegt, und ihre alten Tugenden, so wie ihre Laster, vergessen. Die Offiziere, welche von Carls des Zweiten Zeiten noch lebten, hatte der Aufenthalt in London, wo dieser König seine wenigen Truppen beisammen hielt, sittlich verderbt. Zu den Offizieren des letzten Königs Jacob hatte Wilhelm kein Zutrauen. Er hatte daher meistens ihre Stellen den jüngsten Edelleuten übertragen, um dadurch die Gemüther ihrer Väter und Anverwandten an seine neue Regierung zu verbinden. Die besten Soldaten dabei waren

die holländischen und die französischen Regimenter. Unter letztern insonderheit ein Cavallerieregiment, bei welchem die ersten Glieder jeder Kompagnie aus lauter schon in Frankreich gedienten Officieren bestanden. Schomberg hatte solches mit äußerstem Widerspruche der Engländer, die es für Beschimpfung ihrer Nation erklärten, aufgerichtet, und noch vor seiner Einschiffung, in Ermangelung der Pferde, zu Fuße gemustert.

Zwei und Zwanzig Tage harrte Schomberg auf dem Platze, um nur das Nothwendigste zu besorgen. Er war damit nicht viel weiter gekommen, als er sich, um die Jahreszeit nicht ganz ungenützt verstreichen zu laßen, den 12ten August entschloß, mit nur fünf bis sechs Tausend Mann, wenig Offizieren, und nicht einer einzigen Kompagnie berittener Reuterei, unter Seegel zu gehen. Er hinterließ die Befehle, daß man ihm das Uebrige, sobald es nur möglich wäre, nachschicken sollte. Den andern Tag befand sich seine kleine Flotte in der Bay von Carrickfergus, und die Truppen traten bei Bangor ans Land. Schombergs erstes Bestreben war, seinem schwachen Korps durch eine Unternehmung von Wichtigkeit (so viel sich dieser Begriff mit einer kleinen Kraft

vereinbaren läßt), einen Namen und Muth zu machen.

Er berennete also den 20sten Carrickfergus, und den 28sten befand sich der Ort in seinen Händen; ungeachtet dieser Posten mit einer feindlichen Besatzung von 1200 Mann besetzt war. Er lenkte hierauf nach Belfast, welches ihm die Feinde, ohne Widerstand zu thun, einräumten.

Hier erhielt Schomberg durch einen Trompeter zwei an ihn überschriebene Briefe vom Könige Jacob, und von dem französischen bei demselben befindlichen Minister. Er legte sie einem zusammen berufenen Kriegsrathe vor, mit dem Vorschlage, sie unerbrochen zurückzuschicken, welches einstimmig beliebt wurde.

Nach Schombergs erstem Marsche glaubte man: daß er weiter in das Königreich einzudringen gedächte. Nach einem andern aber gewann es das Ansehen, als ob es Dublin gelten sollte. So wenig an und für sich dieser Platz (in militairischer Rücksicht) zu bedeuten hat; so würde doch die Reputation, die Hauptstadt inne zu haben, nebst ihrer Lage am Meere und England gegenüber; auch wegen der Menge der in ihrer Nachbarschaft wohnenden Protestanten, welche zur Armee hätten stoßen können, einige Vortheile gewährt

währt haben. Allein Schomberg durfte sich, wiewohl er während der Belagerung von Carrickfergus einige Reuterei erhalten hatte, nicht an eine so wichtige Unternehmung wagen. Diese Vorstellung verleitete jedoch die Jakobiten zu einer vergeblichen Bewegung.

Er ging vielmehr den 2ten Sept. von Belfast auf Newry los, wo 500 Mann seine ganze Armee hätten aufhalten können. Allein die Feinde verließen auf seine Annäherung den Platz, nachdem sie solchen vorher in Brand gesteckt hatten. Auf die nemliche Weise verfuhren sie mit Carlingford. Schomberg schickte ihnen deswegen einen Trompeter mit der Drohung: wenn sie fortfahren würden, ihren Marsch durch hinterlassene Ruinen zu bezeichnen; so würde er nicht nur Niemand von ihnen Quartier geben; sondern auch ihre in Londonderry befindlichen Kriegesgefangenen hängen lassen und mit den Offizieren den Anfang machen. Dieses hatte die Wirkung, daß sie Dundalk bey seinem Anmarsche zwar ebenfalls räumten, aber ohne die Stadt in Asche zu legen. Von Carrickfergus bis Dundalk, wo er den 7ten Sept. anlangte, besteht das Land aus Gebirgen und sumpfigten Thälern, weiterhin aber wird es eben, trocken und offen. Bis

zu dieser Erweiterung der Gegend war von der feindlichen Reuterei und Artillerie für die Engländer, welchen es an diesen Hauptstücken gebrach, wenig zu befürchten. Dort aber hoffte Schomberg weitere Verstärkung an Geschütz, Mannschaft und Pferden anzutreffen oder erwarten zu können. Den größten Theil seiner wenigen Artillerie ließ er also nach Carlingford, den nächsten Hafen bei Dundalk, zur See gehen. Nur einige seiner leichtesten Feldstücke behielt er bei sich, und stellte die Ordre, daß auch die aus England kommenden Transportschiffe nach eben diesem Hafen seegeln sollten. Schon auf diesem sechstägigen Marsche fanden seine Truppen neue Gelegenheit, sich mit den Uebeln und Beschwerden bekannt zu machen, welche sie nachmals in vollem Maaße zu ertragen hatten. Das ohnehin schwammige Erdreich war durch die früher als gewöhnlich eingefallene Regenzeit dergestalt erweicht, daß man keine Zelte aufschlagen konnte, welche der Wind nicht wieder zusammen warf. Mann und Pferde glitschten an den Abhängen der Berge, und oft war man genöthigt, mitten in den Moråsten Halt zu machen. Aus Mangel an Artilleriepferden wurden öfters Soldaten vorgespannt, und wenn die Råder ganz stecken blieben, die Feld-

stücke

stücke streckenlang auf Menschenschultern getragen. Der kleine Zug des Fuhrwesens verrieth den geringen Vorrath an Lebensmitteln, welche nur zur Nothdurft, weil es an Pferden gebrach, nachgeführt werden konnten. Eine unangenehme Aussicht vermehrte noch diese wirklichen Beschwerden. Wo nur die Soldaten das Auge hinwandten, erblickten sie nichts, als eine schreckliche Einöde, und ihren Gefährten, den Hunger. So wie nemlich schon im Frühlinge dieses Jahrs die Protestanten, aus Furcht vor der Jakobitischen Armee, aus dieser Gegend entflohen waren, so hatten sich jetzt die Katholiken, auf König Jakobs Befehle, in das Land hineingezogen und die Küsten verlassen. Auch das Vieh nahmen sie mit sich, und was sie nicht fortbringen konnten, fand man niedergestoßen und auf dem Felde verdorben liegen. Auf gleiche Weise waren die Früchte zwar geschnitten, allein auf den Aeckern verfault. An den verlassenen Häusern der Dörfer aber sah man meistens Kreutzer über den Thüren oder auf den Giebeln aufgesteckt, und diese Spuren ehemaliger Menschenwohnungen machten die Wüstenei noch trauriger, und einem ungeheuern Kirchhofe noch ähnlicher.

Die Ankunft der sogenannten Dragoner von Jinskilling vermehrte zwar die Anzahl der Armee, jedoch nicht die Freudigkeit unter derselben. Der Anblick ihrer kleinen magern Klepper, und der armselige Aufzug ihrer Reuter, welche halbnackend, mit dem Säbel und den Pistolen am Gürtel hängend, einer Horde Tartarn glichen, auch einen großen Troß von Weibern und Kindern mit sich brachten, hätte, nur unter bessern Umständen, Stoff zum Lachen geben können. Diese Jinskillings machten gleichsam eine eigene Nation aus. Sie stammten von einer Kolonie alter Soldaten ab, welchen Cromwel, zur Belohnung ihrer Tapferkeit, Jinskilling und noch einige andere Orte zum Aufenthalte angewiesen hatte. Vermuthlich war ihnen Schombergs Name noch aus Erzählungen ihrer Väter bekannt, wovon einige unter den Regimentern, die er in Portugall kommandirte, gedient haben mogten. Tradition und Religionseifer bewogen dieses rohe Volk, ihm, auf den Ruf von seiner Landung, zuzulaufen. Man hatte in England auf ihren Beystand gerechnet, und Monturen für sie hinübergeschickt. Da sie aber wahrgenommen hatten, daß ihr seltsamer Aufzug den Irländern Schrecken einjagte, so weigerten sie sich, ihre Lumpen abzulegen,

legen, weil sie, nach ihrem Ausdrucke, für keine Soldaten von gemeinem Schlage angesehen werden wollten.

Indessen erboten sich diese braven Leute freiwillig zur Avantgarde. Nur konnten sie keine Befehle ertragen, sondern erklärten bei jeder Ordre, daß sie nichts Gutes auszurichten im Stande wären, wenn man sie nicht nach ihrer Phantasie schalten ließe. So sehr dieses mit Schombergs strenger Disciplin kontrastirte, so fand er doch für gut, eine Ausnahme bei ihnen zu machen, und sie ihrem eigenen Genius zu überlassen. Der Erfolg zeigte auch hier den Nutzen von der Menschenkenntniß des Generals, und diese leichten Truppen leisteten auf diese Weise die trefflichsten Dienste.

Die Engländer lagen zehn Tage bei Dundalk, und weder Mannschaft, Artilleriepferde, Mund- und Kriegesvorrath aus England, noch die Verstärkungen aus Schottland wollten eintreffen. Selbst die Artillerie, welche Schomberg über Carlingford hatte gehen lassen, wurde durch widrige Winde aufgehalten. Die Nachricht von dem mit Dänemark geschlossenen Subsidientraktate wurde zwar

zwar den 17ten in dem englischen Lager bekannt gemacht; aber diese Verstärkung bestand nur in einer noch weit entfernten Hoffnung.

Jakob und seine Offiziere hatten sich bisher von Schomberg und seiner Armee einen so hohen Begriff gemacht, daß sie für unmöglich hielten, ihm zu widerstehen. Sie waren auf dem Punkte, auch Drogheda zu räumen, als ihnen diese ungewöhnliche Rast die Augen öffnete. „Wenn Schomberg nicht auf uns losgeht,“ sagte der durch seine vor Londonderry verübten Grausamkeiten berüchtigte nachmalige Marschall Rosen, „so hat er gewiß nicht alles, was er haben muß.“ In dieser nur allzugegründeten Vermuthung machten sie sechzehn Meilen von dem englischen Lager Halt.

Dieser feindliche General ertheilte hierauf allen in verschiedenen Posten und Garnisonen liegenden irländischen Truppen Befehle, sich zusammenzuziehen, und gegen Atherden den Engländern entgegen zu marschiren.

Schomberg hatte zwar schon einen von Natur festen Posten gefaßt. Vor seiner Fronte war nemlich zwischen ihm und dem Feinde ein Fluß und ein sumpfigter Grund. Auf dem Rücken war die mit Hügeln und Morästen durchschnit-

tene

tene Gegend seines beschwerlichen Marsches. Auf der linken Flanke hatte er die See, woher ihm Hülfsmittel jeder Art zugehen konnten und sollten; und die rechte Flanke war durch die Gebirge von Newry (oder Nury) gedeckt. Diesem ungeachtet ließ er jetzt, um seiner neuen Mannschaft die Verzögerung der erwarteten Hülfe weniger fühlbar zu machen, und sie zugleich an kriegerische Arbeiten zu gewöhnen, diese Situation durch alles, was alte und neue Befestigungskunst erfunden hatte, verstärken. Aber bösartige Fieber und Dissenterie spotteten dieser Verschanzungen, und vereinigten sich, Schombergs kleines Heer aufzureiben.

Man hatte es ihm als einen Fehler zur Last legen wollen, daß er bei seiner Stellung keine Rücksicht auf die Gesundheit genommen habe. Allein, daß er sich in weitern Fortschritten gehemmet sah, war, wie wir bereits vernommen haben, Schombergs Schuld nicht. Ein Zurückzug in Gegenwart einer feindlichen Armee, welche mit dem zusammengelaufenen bewaffneten Landvolke über 42000 Mann gerechnet wurde, wäre nicht nur schändlich, sondern höchst gefährlich gewesen. Die Wahl des Platzes hing also nicht von der Willkühr des Feldherrn ab,

wenn auch die eingerissenen Krankheiten ganz allein der Sumpfluft dieser Gegend beygemessen werden konnten. Diese war aber bei weitem nicht die einzige Ursache des Uebels; sondern Mangel an Lebensmitteln, guter Kleidung, und vorzüglich an Schuhen und Strümpfen (Folgen des Eigennützes der ihm aufgedrungenen Lieferanten und Kommissarien) würden auch ein gesundes Lager um diese Jahreszeit in eine Mördergrube verwandelt haben. Zu einem Uebermaße des Unglücks mußte es sogar an Arzneien fehlen, indem sich die Feldscherer zwar mit aller Geräthschaft, Wunden zu verbinden und zu heilen, aber mit sehr wenig Apothekermaterialien versehen hatten.

Das so beträchtlich überlegene Jakobitische Heer war nunmehr ihnen näher gerückt, und gab sich alle erdenkliche Mühe, das Schombergische aus seinem Vortheile zu locken, und zu einem Treffen zu bringen. Bald griffen sie seine Vorposten an, damit ihnen die Armee zu Hülfe kommen mögte, bald nahten sich ihre Partheien seinen Linien, um Ausfälle zu veranlassen, oder Desertionen zu begünstigen, die man durch ausgestreute Pardons-Patente zu bewirken gesucht hatte.

Den

Den 21ten Sept. ließ sich die ganze irländische Armee, ungefähr in der Weite zweier Kanonenschüsse, in völliger Schlachtordnung vor dem englischen Heere sehen. Weil aber Schomberg wußte, wie schwer es sei, Leute, die noch niemals bei dergleichen Gelegenheiten gewesen waren, in einer einmal angefangnen Aktion in Ordnung zu halten, so hatte er befohlen, keine Kanone zu lösen, bis die Feinde in der Nähe eines Musketenschusses wären. „Laßt sie nur machen," antwortete Schomberg kaltblütig seinen hitzigen Offizieren, welche durchaus schlagen wollten, „wir wollen sehen, was aus ihnen werden wird." Wirklich zogen sich diese, da sie eine solche Contenance wahrnahmen, den 6ten Oktober wieder bis nach Atherden zurück, verschanzten sich daselbst, und fingen an, ihrer eigenen Stärke zu unterliegen. Sie hatten nemlich, in der Hoffnung eines baldigen Treffens, alles in der Nähe verwüstet, und es sich dadurch selbst unmöglich gemacht, eine solche Menge von Menschen ordentlich zu verpflegen, welche mehr, um ihren Unterhalt zu bekommen, als um wirkliche Dienste zu leisten, dem Lager nachgezogen waren.

Nachdem alles vergeblich versucht worden war, unserm Schomberg etwas abzugewinnen, hielten

sich

sich auch die Jakobiten ihres Orts ruhig, und wurden, ungeachtet ihrer höhern Situation, mit den nemlichen Seuchen befallen. Nun schienen beide Armeen nicht mehr um die Ehre des Sieges, sondern um den Ruhm, welche mit grösserer Standhaftigkeit dem mitten unter ihnen gelagerten Tod ins Angesicht sehen könnte, zu kämpfen. Das Murren sowohl unter den Offizieren, als Gemeinen, war eine natürliche Folge dieser grausamen Unthätigkeit. Schomberg hatte zwar schon den 24ten Oktober Kriegsrath gehalten, und von den Gliedern desselben ihr Gutachten schriftlich verlangt, welches durchgehends darauf ging, daß man weder den Feind angreifen, noch sich zurückziehen, noch die Stellung verändern sollte, sondern die Verstärkung aus Schottland erwarten, und indessen die Kavallerie anderswohin verlegen müßte, weil sie in dem Lager nicht bestehen könnte. Diesem unerachtet mußte er sich sein hohes Alter, und einen Kaltsinn gegen eine Nation, unter welcher er nicht geboren worden wäre, von den Engländern vorwerfen lassen. Ihre Erbitterung wurde dadurch verstärkt, daß unter den holländischen Truppen, theils, weil es abgehärtete Soldaten, theils, weil sie besser montirt, auch von ihren

Offi-

Offizieren und Wundärzten sorfältiger bedient wurden, die Seuche weniger wüthete. Allein Schomberg hörte nicht auf diese Beleidigungen, sowohl in Rücksicht der Größe des Uebels, welches die Armee erduldete, als im Betracht, daß das lauteste Geschrei (wie sich hierüber selbst ein Engländer ausdrückt) von einem Volke herkam, welches die Freiheit zu murren unter seine Volksrechte zählen darf.

Er schickte Kouriere über Kouriere an die Küsten, wie auch nach England und Schottland, und begab sich selbst einmal nach Carlingford, um daselbst zu suchen, was er nicht fand, und doch so sehr bedurfte. Nach und nach kamen zwar Schiffe aus England mit einigen Regimentern; aber die aus Schottland gekommenen verdienten kaum diesen Namen, denn die meisten Soldaten waren, wegen nicht bezahlten Soldes, auf dem Marsche durchgegangen. Kurz, alle Verstärkungen reichten nicht hin, die Zahl der Gestorbenen zu ersetzen. Schomberg verbot nach der Ankunft dieser Regimenter (von welchen er die zuletzt angelangten aus Schonung sein verpestetes Lager nicht mehr beziehen ließ) den Gebrauch der militairischen Ehrenbezeugungen bei den Leichenbegängnissen der Offiziere;

theils um dem Feinde seinen täglichen Verlust zu verbergen, theils um den neuen Ankömmlingen den Muth nicht zu benehmen. Aber eben diese Todtenstille machte einen noch stärkern Eindruck auf die Einbildungskraft der Soldaten, als der Knall der Musketen bei Beerdigungen. Da endlich befohlen wurde, Baracken anstatt der Zelte aufzuschlagen, stieg die Verzweiflung aufs höchste, weil ihnen diese Anstalt eine verlängerte Dauer ihres Elends ankündigte.

Der Zorn und das Murren der Soldaten verwandelten sich jetzt in kalte Muthlosigkeit. Sie unterhielten sich untereinander mit Erzählungen alles Unglücks, welches von den ältesten Zeiten her den Armeen in eben dieser Gegend widerfahren war, oder widerfahren seyn sollte; und mit Wunderzeichen, welche sich am Himmel, oder auf der Erde hätten blicken lassen. Gänzliche Gefühllosigkeit eines jeden Einzelnen gegen das Leiden aller andern, war das Ende dieses grauenvollen Auftritts. Diese ging endlich so weit, daß sich die Soldaten ihrer todten und steifgefrornen Kameraden zu Kopfpolstern und Bänken bedienten; und, wenn man die Sterbenden aus den Zelten in die Hospitäler trug, die Zurückbleibenden sich beklagten, daß sie da-

durch

durch dem Winde stärker ausgesetzt würden. Im November endlich wurde das Wetter so unerträglich, daß die feindliche Armee mit dem Aufbruche den Anfang machte, um die Winterquartiere zu beziehen. Diesem langgewünschten Beispiele folgte die Schombergische ohne Zaudern. Keine von beiden bezeugte Lust, den Marsch der andern zu erschweren. Jede war außer Stande, etwas zu unternehmen, und schätzte sich glücklich, daß ihr nichts in den Weg gelegt werden konnte.

Nun zeigte sich der englischen Armee ihr ganzes Elend erst in seiner ganzen Größe. Die Jakobiten, welchen das freie Land offen stand, hatten ihre Kranken nach und nach, und auf verschiedenen Straßen von sich geschafft. Schombergs Armee veranstaltete im Gegentheile diesen Transport auf einmal, den Tag vor ihrem Abzuge. Wer also bisher nur sein eigenes und seiner Nachbarn Unglück kannte, hatte nun, da sie von keinem gestört wurden, Musse, solches im Ganzen zu übersehen. Die Menge der Kranken war so groß, daß beinahe die ganze Armee nur zu ihrer Wartung bestimmt zu seyn schien. Weil nicht Wagen genug vorhanden waren, schlichen hier einige, gestützt auf noch etwas

stärkere Kranken, einher. Dort stürzten andere, die sich mehr Kräfte zutraueten, als sie wirklich hatten, über der Eilfertigkeit, mit welcher sie dieses verhaßte Lager verlassen wollten, zu Boden. Viele erklärten hartnäckig, daß sie da, wo sich ihr Elend angefangen habe, auch ihr Leben zu endigen entschlossen seyen. Diejenigen, welche hörten, daß sie nach England hinübergeschickt werden sollten, fluchten über die Grausamkeit, daß man, nachdem sie den Rachen des Todes kaum in diesem fatalen Lande entflohen wären, sie jetzt diesem wilden Elemente Preis geben wollte. Diejenigen hingegen, welche vertröstet wurden, in das Hospital zu Belford gebracht zu werden, beklagten sich, daß man sie aus einer Pestgegend in die andere verbanne, und ihnen die Pflege entziehe, deren sie sich in ihrem Vaterlande von den Ihrigen zu getrösten haben würden. Einige, welche wegen Mangel an Fuhrwerk, oder, weil sie zum Fortbringen zu schwach waren, zurückgelassen werden mußten, sagten entweder ihren Freunden auf die kläglichste Weise das letzte Lebewohl, oder überhäuften sie, als Grausame, mit den gräßlichsten Flüchen. Mit Einem Worte, dieser Tag gab das fürchterlichste Schauspiel, welches man sich denken kann,

und

und erweckte wieder in aller Herzen das durch den allgemeinen Jammer erstickt gewesene Mitleid. Obersten und Brigadiere konnte man hier, auf Schombergs Befehl, mit Willigkeit diejenigen Dienste bei den Wagen, Schiffen und Spitälern übernehmen und leisten sehen, welche sonst von Korporalen oder Sergeanten verrichtet zu werden pflegen.

Als der lange Zug der mit Kranken beladenen Wagen seinen Anfang nahm, hielt Schomberg, an das Geländer einer Brücke gelehnt, worüber jener gehen mußte, einige Stunden lang im Wind und Regen. Er dankte den Vorüberziehenden für ihre geleisteten treuen Dienste, beklagte ihren Zustand, sprach ihnen Muth zu, und gab den Offizieren Verweise, welche sie nicht mit gleicher Zärtlichkeit und Sorgfalt behandelten. Der Anblick dieses ehrwürdigen Greises, welcher vor Alter und aus Empfindung dieses hohen Grades von Menschen-Elend zitterte, bewog selbst diese Unglücklichen zur Reue über ihre vormalige Ungeduld. Sie vergaßen über ihres Generals so sichtbarer Theilnehmung ihr eigenes Leiden. Zweihundert feindliche Reuter, welche sich während dieses Zuges blicken ließen, verursachten einen falschen Larm, als ob

der Feind ihre Linien forciren wollte. Die Genesenden kehrten wieder um, das Lager zu vertheidigen, welches ihnen kurz vorher ein Greuel gewesen war. Die Kranken schnallten die Zelte los, welche ihnen zu einiger Bedeckung auf den Schiffen waren mitgegeben worden, und warfen sie ihren zurückeilenden Kameraden nach, die sich untereinander zuriefen: „Ha! wie uns die Hunde die Zeche für die ungesunde Herberge bezahlen sollen, in welcher sie uns so lange eingesperrt hielten!" Allein diese feindliche Parthei war vermuthlich nur ausgeschickt, um gewisse Nachricht von dem Abzuge der Engländer einzuziehen, und verschwand deswegen, sobald sie wahrgenommen hatte, daß es damit seine Richtigkeit habe.

Des folgenden Morgens setzte sich die zum Marsche noch tüchtige Armee in Bewegung, und die Scene dieses Tages gab der vorhergehenden an Schauderhaftigkeit wenig nach. Jetzt bemerkten erst die Soldaten, wie sehr ihre Anzahl geschmolzen war. Von mancher Kompagnie waren nur 12 Mann übrig geblieben. Leute, welche das Lager in der Blüte der Jugend bezogen hatten, verließen es mit dem blassen Aussehen alter Invaliden; und selbst diejenigen, deren Miene noch am meisten versprach, besaßen kaum so viel

Kräfte

Kräfte, als ein Marsch erforderte. Dieses war nicht genug. Sie machten einen Weg, welcher mit den Körpern ihrer todten oder sterbenden Kameraden gleichsam besäet war. Manche der leztern hatten sich, weil sie die Erschütterung des Fahrens nicht ertragen konnten, selbst von den Wagen gestürzt, und baten die Vorübermarschirenden mit kläglicher Stimme, sie zu tragen oder ihrem elenden Leben vollends ein Ende zu machen. Alle Relationen stimmen darin überein, daß von 14 bis höchstens 15000 Mann, aus welchen diese Armee (mit Einschlusse derjenigen, womit sie von Zeit zu Zeit war vermehrt worden) bestanden hatte, über 8000, theils in dem Lager, theils bald nach dessen Aufbruche, gestorben sind.

Der Verlust der Jakobiten war zwar an der Zahl nicht geringer, aber nach Verhältniß der Stärke ihrer Armee bei weitem nicht von dieser Beträchtlichkeit. Authentische Nachrichten fügen noch hinzu, daß die englische Nation, welche zwischen Gewinn und Verlust kein Mittel kenne, eben so ausgelassen und erbittert gewesen sey, Irland nicht erobert zu wissen, als wenn es verloren gegangen wäre. Nur habe sie bei ihrem Ausfallen Schombergs Namen, aus Mitleiden über das Ungemach, welches er selbst bey dieser

Expedition zu dulden gehabt, mit großer Schonung genannt; den König hingegen öffentlich beschuldigt, er verlängere den Krieg geflissentlich, um sich die Ehre seiner Beendigung selbst vorzubehalten. Alle Engländer dachten jedoch gegen den König nicht so unvernünftig und gegen unsern Schomberg nicht so billig. Einige glückliche Partheien, besonders die Jinskillings, welche diese zehnfach stärkern Korps von Irländern geschlagen und zerstreuet hatten, verleiteten sie zu einer falschen Rechnenkunst und zu der verächtlichsten Geringschätzung dieser ganzen Nation. Sie bedachten nicht, daß Jakobs Armee nicht aus lauter zusammengelaufenem Landvolke, sondern auch aus alten irländischen Regimentern, erfahrnen Offizieren von allen Nationen, und zum Theil aus guten französischen Truppen bestand.

Schomberg dem selbst ein ungegründetes widriges Gerücht nicht gleichgültig war, wünschte daher, nach England zurückzugehen, um solches durch seine mündlichen Berichte zu zerstreuen. Eine Beschwerlichkeit auf der Brust schien ihm auch diese Reise zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nothwendig zu machen. Er hatte bei dem Könige gegen Ausgang dieses 1689sten Jahres um Erlaubniß dazu angesucht, und seinen

Sohn

Sohn, den Grafen Meynhard, vorausgeschickt. Allein seine Gegenwart in Irland wurde durchaus für nothwendig erachtet, und ihm daher sein wiederholtes Gesuch vom Könige abgeschlagen.

Der Ausdruck Wilhelms des Dritten bei dieser abschlägigen Antwort war: Wenn Sie gegenwärtig Irland verlassen, so ist alles verloren, und keine Möglichkeit, es ohne Ihre Gegenwart diesen Winter zu erhalten. Ich bitte Sie also, daselbst zu bleiben.

Vor dem Uebergange auf die folgende Schombergische Kampagne muß ich eines geheimen Beweggrundes gedenken, welcher in den Wunsch des Generals, wieder eine Zeitlang englische Luft zu athmen, mitgewirkt haben könnte. Er soll nemlich noch als Greis von drey und siebzig Jahren, an eine dritte Vermählung gedacht haben. Spuren dieser Anekdote finden sich in den Briefen des Grafen von Bussy. Man sieht aus denselben, daß man Schomberg in Paris erst unter diejenigen gezählt hatte, welche durch die wüthende Dissenterie in Irland hingerafft worden; daß man aber nachmals diese Tagsneuigkeit mit der von seiner vorhabenden Verheirathung vertauscht und sich darüber lustig gemacht habe. Daß es jedoch kein bloßes Pariser Stadtmärchen gewesen, sondern

das

das Gerücht aus England herübergekommen sey, wo der König selbst davon gesprochen, der Sache aber keinen Glauben beigemessen haben soll, versichert uns ein andrer Schriftsteller. Dieser nennt sogar die Person, welche unserm Schomberg durch diese fliegende Sage bestimmt wurde, nemlich eine Marquise von Antrim. Er hatte sie, da sie noch Hofdame bei der Mutter Wilhelms des Dritten war, kennen gelernt, und stand von der Zeit an mit ihr in Briefwechsel. Sie war jetzt Wittwe, und ihr Gemahl, dessen in Unordnung gerathne Wirthschaft durch ihre Klugheit wieder hergestellt worden, hatte ihr 40,000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte hinterlassen. Das Lächerliche, welches die Franzosen an dieser Verbindung fanden, weil Schombergs Munterkeit sie wahrscheinlich verleitete, sich eine junge Dame hinzuzudenken, fällt unter diesen Umständen hinweg. Und die Befehle des Königs hielten den Feldherrn auch im Winter in Irland zurück, wo nach und nach Hülfsvölker aus Dänemark ankamen, welche der Prinz Ferdinand Wilhelm von Würtenberg kommandirte.

Die Eintheilung und Vertheidigung seiner Quartiere gegen die Jakobitische Armee, welche nicht weniger große Verstärkung aus Frankreich erhielt,

erhielt, und die Ergänzung seiner so sehr geschwächten Regimenter; kurz die Anstalten, den Feldzug mit dem wiederkehrenden Frühling bald eröffnen zu können, gaben ihm überflüssige Beschäftigung.

So wenig es für den größten Theil der Leser unterhaltend seyn würde, ihnen die kleinen Unternehmungen zu erzählen, wodurch Schomberg seine dienstfähige Mannschaft während des Lagers bei Dundalk in Bewegung erhielt, eben so wenig würden sie Vergnügen an Beschreibung der Bewegungen finden, welche den Winter hindurch und im Anfange des Jahrs 1690 gemacht wurden, um entweder die Feinde in ihren Quartieren zu beunruhigen, oder die englischen Quartiere gegen die Feinde zu vertheidigen. Ich sage also nur kurz, daß Schomberg das seinige zu Lisburn, einem Flecken unweit des Orts seiner ersten Landung, aufgeschlagen habe; nachdem er Dundalk, Newry und alle haltbare Posten mit hinlänglicher Garnison versehen hatte, um immer wieder so weit, als es ihm gelungen war, den Feind zurückzutreiben, vormarschiren zu können. Unter den Expeditionen des neuen Feldzuges zeichneten sich die Eroberungen der Schlösser Killishandra und Charlemount aus, welche sich im

April und May ereigneten, und von welchen die letztere dem Könige Jakab sehr empfindlich fiel. Schon lange hatte Schomberg diese Festung blo=ckirt gehalten, weil sie aber vorzüglich stark und mit allen Nothwendigen versehen war, dachte sich der darin kommandirende Irländer, O=Regan so sicher, daß er auf die erste, im Namen Schom=bergs ihm gemachte, Aufforderung eine sehr un=gesittete Antwort ertheilte. Jakobs allzu große Sorgfalt für dieses Kleinod beschleunigte hinge=gen die Uebergabe. Er detaschirte eine Verstär=kung von 500 Mann, sich in den Platz zu werfen., und diese deckte zugleich einen Transport von Kriegs= und Mundbedürfnissen. Schomberg berechnete, daß diese Begleitung für den Belang der Zufuhr viel zu stark war, und gab Befehle, den Succurs gleichsam unbemerkt passiren zu las=sen, sogleich aber die Festung desto enger einzu=schließen.

O=Regan sah die Beschwerlichkeit dieser Hül=fe selbst ein, und logirte die neuangekommene Mannschaft auf die Contrescarpe und in die Grä=ben, mit der brutalen Ordre, ihr keinen Unter=halt zu geben, damit sie sich durchhauen müßte. Allein für die Unmöglichkeit des Durchschlagens war gesorgt. Der Irländer wurde durch den

über=

überhandnehmenden Mangel bescheidener gemacht, und Schomberg hatte Großmuth genug, ihm den gebetenen Abzug mit allen militairischen Ehren zu bewilligen.

Wir nähern uns jetzt der letzten glänzenden Scene unsers Lieblingshelden.

Wilhelm der Dritte beschloß endlich in der Mitte des Junius, selbst auf dem Schauplatze aufzutreten. Auch er schiffte sich zu Higlake, wo Schomberg im vorhergehenden Jahre abgesegelt war, ein, und landete in der nemlichen Bay von Carrickfergus mit sechs Kriegesschiffen und 300 Transportschiffen; einer unzähligen Menge kleinerer Fahrzeuge aus allen Häfen Englands, mit Erfordernissen zu einer großen Unternehmung befrachtet, nicht zu gedenken.

Er marschirte nach Belfast, und vereinigte sich daselbst mit Schomberg, dessen Truppen jetzt in dem besten Stande waren, und bey diesem Willkommen ihren rückständigen Sold erhielten. Die ganze Armee bestand aus 36 bis 40,000 Mann, oder 62 Schwadronen Reuter und Dragoner und 52 Bataillonen Infanterie. Ungefähr die Hälfte derselben waren Ausländer, nemlich 10000 Dänen, 7000 Holländer und Brandenburger und 2000 Franzosen. Auch unter der Generalität war

ein

ein beträchtlicher Theil Fremder, und unter andern der vorhin genannte Prinz von Wirtenberg.

Jetzt setzte sich das vereinigte Heer in Marsch nach Dundalk, und weiter gegen Drogheda.

Die irländische Armee war zwar mit 5000 Franzosen, welche der Kern derselben genannt zu werden verdienten, und den berühmten Chaumont-Lauzun zum Anführer hatten, vielleicht um 10000 Mann stärker, als die englische. Allein ein großer Theil davon lag in Besatzungen, und Wilhelm fand bei seiner Annäherung nur eigentlich 27000 Mann im Felde vor sich. Diese kleinere Armee genoß aber den Vortheil einer weit vorzüglicheren Position jenseits der Boyne.

Hier hielt Jakob Kriegsrath, und trat in demselben der Meinung der Franzosen bei, welche dahin gegangen war, den Angriff König Wilhelms, seines Neffen und Tochtermanns, zu erwarten. Die Irländer hatten hingegen gerathen, sich weiter in das Land hinein hinter den Fluß Schannon zurückzuziehen. Glaublicherweise würde König Jakob seinen Entschluß geändert und den Vorschlag der Irländer befolgt haben; allein die englische Armee zeigte sich den letzten Junius so schnell und so nahe an dem andern Ufer, daß beide Armeen sich zu kanoniren anfingen.

Bei diesem Vorspiele war's, daß König Wilhelm, welcher in Begleitung Schombergs die Untiefen der Boyne rekognoscirte, durch eine bei seine Schulter vorbeifliegende Kanonenkugel leicht verwundet wurde. Es ist bekannt, daß die Feinde meinten, ihn getödtet zu haben, auch daß die Nachricht davon mit unglaublicher Geschwindigkeit bis nach Paris kam, und das Volk dieser Residenz zu Freudenfesten verleitete, worüber der vernünftige Theil der Nation um so mehr erröthen mußte, als die Bestätigung dieses Gerüchts ausblieb.

Diese Verwundung war aber von so geringer Bedeutung, daß der König an dem nemlichen Abende noch einem Kriegsrathe beiwohnte. Von einer kürzern Dauer mag wol selten eine solche wichtige Versammlung gewesen seyn. Weder über das Vorhaben, noch über die Art und Weise der Ausführung, wurde Berathschlagung gepflogen. Wilhelm erklärte seiner Generalität kurz: daß er den folgenden Morgen den Uebergang über die Boyne forciren, und einem jedem von ihnen die nöthigen Befehle noch vor Schlafengehen zuschicken wollte.

Das Mißtrauen in seine englischen Generale veranlaßte dieses geheimnißvolle Betragen,

weil

weil der König, ohne sie öffentlich zu beleidigen, keinen Unterschied zwischen ihnen und den Fremden machen durfte. Selbst der große Schomberg (wie sich ein Engländer hierüber ausdrückt) konnte hiervon nicht ausgenommen werden, und dieser, welcher sich im ersten Augenblicke den Beweggrund zu diesem Benehmen nicht erklärte, sagte daher, als ihm die Ordre behändigt wurde, mit Bitterkeit: „Dieses sei das erstemal in seinem Leben, daß man ihm dem Befehl zum Schlagen schriftlich zugeschickt hätte.

Er ahnete wol nicht, daß es auch das **letzte**mal wäre; wiewol es Schriftsteller gibt, welche den auf seinem Gesichte gemalten Unmuth, als er den Kriegsrath verließ, nachher für eine geheime Ahnung seines Todes auslegten. Vielleicht waren aber auch der König und Schomberg schon bei dem Rekognosciren mit einander übereingekommen, und sowol diese Miene, als der vorhin erwähnte Ausdruck des Unwillens nur eine von der Klugheit angerathene Verstellung.

Wilhelms Disposition ging dahin, an drei verschiedene Orten über den Fluß zu setzen. Der wieder aus England zurückgekommene Graf Meynhard von Schomberg sollte mit einem Korps von 10,000 Mann, größtentheils Kavallerie, auf

dem rechten Flügel, oberhalb des Flusses, durch gewisse von dem Könige selbst entdeckte Furthen, unter Schlainbride, ungefähr 5 englische Meilen vom Lager, übergehen, und den Marsch nach Dunlerk richten, um dem Feinde in den Rücken zu kommen, und den Weg zur Flucht abzuschneiden.

Sobald man von dem Erfolge dieser Unternehmung Nachricht erhalten habe, sollte der von unserm Düc de Schomberg kommandirte Mittelpunkt der Armee durch die beschwerlichern und von den Feinden wohl besetzten Furthen zwischen beyden Lägern das andere Ufer gewinnen. Hier konnte, weil es unebener und züm Theil morastiger Boden war, nur Fußvolk agiren, und eben dieses Haupttreffen war aus einem großen Korps Infanterie zusammengesetzt. Die dabey befindlichen holländischen und brandenburgischen Regimenter, die protestantischen Franzosen und die braven Jinskillings, von deren Anhänglichkeit an seine Person sowohl, als von ihrem Religionseifer, sich der König das Meiste versprach, sollten bei diesem Uebergange die vordersten seyn. Die noch nicht versuchte dänische Infanterie und die Engländer, bei welchen Wilhelm immer einigen Hang zu ihrem entflohenen Könige besorgte, sollten nachfolgen.

Wil-

Wilhelm der Dritte selbst mit dem aus Kavallerie bestehenden rechten Flügel wollte sich den Fluß hinunterziehen, zwischen Dorgheda und dem Groß der Armee übersetzen, und den Feinden während des von dem alten Schomberg angefangenen Treffens in die Flanke fallen.

König Jakob sah die englische Armee in Bewegung, und traf auch seines Orts Verfügungen, sie tapfer zu empfangen. Er hatte an den seichten Stellen des Flusses zwischen beiden Lägern Brustwehren aufwerfen lassen. Wenn sich aber seine dahin postirte Mannschaft nicht würde halten können, sollte sie sich zu einigen höher stehenden Häusern, dann auf ein dahinter befindliches Gebüsch, oder Häger, dann bis auf einige hinter diesen Hägern liegende Hügel und Anhöhen gegen Dunor und zuletzt gegen Dunlerk zurückziehen, um den engen Paß daselbst zu besetzen und zu vertheidigen. Er selbst wählte sich mit seiner Garde einen Hügel bei der Kirche von Dunor zum Standpunkte, wo er beide Armeen übersehen konnte.

Schon diese beiderseitigen Anstalten waren beinahe Vorhersagungen von dem Erfolge der Schlacht. Wilhelm setzte bei seiner Disposition den Sieg gleichsam voraus; Jakob hingegen schien

schien nur die Sicherheit des Rückzuges zum Augenmerk genommen zu haben. Der Ungehorsam der Irländer half dazu den widrigen Ausgang einleiten.

Die Retranchements am Ufer des Flusses und die hinter demselben befindliche Reihe von Häusern eines verlassenen Dorfes waren für 5000 Franzosen, auf deren Tapferkeit und Erfahrung man Rechnung machen konnte, bestimmt. Die Irländer erklärten aber, daß ihnen diese Ehrenposten gebührten, und daß sie auf jeden Fremden Feuer geben würden, der sie ihnen streitig machen wollte. Man fand sich gezwungen, ihnen nachzugeben, und die Franzosen formirten die Linie hinter den Irländern bei den kleinen Hügeln. Den folgenden 10ten Jun. brach Graf Meynhard, mit zwei Brigaden Kavallerie, 4 Dragoner-Regimentern, 5 Bataillonen Infanterie, und 5 Feldstücken auf, um die Befehle des Königs auszurichten.

Als Jakob den Grafen von Schomberg gegen Slains marschiren, und ihm große Korps folgen sah, so vermuthete er, daß die ganze englische Armee, den Uebergang daselbst versuchen wollte, weil sie von seinen zwischen den Lägern getroffenen guten Anstalten Nachricht erhalten

hätte,

hätte, und solche für unüberwindlich hielte. Um also nicht in der Flanke angegriffen zu werden, und vornemlich, um sich den Weg nach Dunlerk (Duleek) nicht abschneiden zu lassen, kommandirte er nach und nach verschiedene beträchtliche Detaschements dahin, wodurch sein Haupttreffen ausserordentlich geschwächt wurde.

Allein der Graf hatte vor den am andern Ufer des Flusses seinen Bewegungen folgenden Feinden den Vorsprung. Er fand die bestimmte Furth nur mit 1200 Reutern besetzt, schickte also 100 Grenadire zu Pferde voraus, mit dem Befehle, die Feinde zur Aktion zu bringen, während daß er mit einem Dragonerregimente ihnen auf dem Fuße folgen wollte. Die Grenadiere kamen an die Furth, stiegen von den Pferden, und setzten unter dem feindlichen Feuer in den Fluß. Als aber nach diesem Willkommen sich die Irländer zu einer neuen Ladung schwenken wollten, sprengte Maynhard an der Spitze seiner Dragoner mit dem Degen in der Faust in das Wasser, und fiel mit solcher Wuth auf die Feinde, noch ehe sie zum zweiten Feuer kommen konnten, daß sie siebenzig Mann todt auf dem Platze ließen, und sich in Verwirrung gegen ihre Armee zurückzoge.n Indessen war auch die Infante-

fanterie den Dragonern, so gut sie konnte, nachgefolgt. Ein jenseits angetroffener Morast schien Meynhards Fortschritten sich in den Weg zu stellen. Er ließ aber seine Kavallerie auf einer schmalen trockenen Erdzunge um diesen Sumpf defiliren, und watete mit der Infanterie grade hindurch. Dieser kühne Entschluß that eine solche Wirkung auf die zur Vertheidigung dieses Postens aufmarschirten Irländer, daß sie, ohne seine Ankunft zu erwarten, sich eiligst nach der Seite von Dunlerk umsahen. Der Graf verfolgte sie Schritt für Schritt in der schönsten Ordnung. Nur die Menge von Gräben, womit das Land durchschnitten ist, und keine Feinde waren es, welche seinen Marsch aufhielten.

König Wilhelm hatte kaum Nachricht erhalten, daß Meynhard glücklich den Fluß hinter sich habe, so schickte er ihm eine Brigade Kavallerie und 10 Bataillone zur Unterstützung, und ertheilte dem indessen vorgerückten Haupttreffen Befehl, auf der Stelle, wo es sich befand, ebenfalls überzusetzen.

Die blaue Holländische Garde trat muthig zuerst in das Wasser, welches aber hier dermaßen angeschwollen war, daß es einem Theile

der Infanterie bis an die Brust ging, und sie ihr Gewehr über den Häuptern empor heben mußten. Andern reichte es bis an den halben Leib, und die meisten Pferde schwammen.

Es begrüßte sie eine einzige, aber mit einer solchen Bestürzung gegebene Salve, daß auch nicht ein Mann davon getroffen wurde. Dieses war alles, was von den Irländern auf ihrem so halsstarrig gesuchten Ehrenposten geschah. Sie verließen ihre Linien, und zogen sich nach den Häusern, ja sogar nach den Hägern zurück.

So wie die ersten Truppen ans Land stiegen, stellten sie sich in Schlachtordnung. Die Engländer und Dänen eilten ebenfalls über das Wasser. Unser Schomberg aber, welcher wohl einsah, daß hier der gefährlichste Platz sei, hielt sich mit einem ansehnlichen Korps noch dißseits der Boyne in Bereitschaft, um den Uebergesetzten und Uebersetzenden, wo es am nöthigsten seyn würde, zu Hülfe zu kommen.

Hamilton, der General der irländischen Reuterei, war wüthend über das schlechte Betragen der Infanterie, ließ seinen Dragonern Branntwein austheilen, und stürzte mit ihnen in vollem Rennen auf die Regimenter, welche bereits bis über das Gebüsche vorgerückt waren, und gegen die

die Anhöhen marschirten. Zum Unglück verspätete sich die englische Kavallerie, weil der Fluß an dem Orte, wo sie übersetzen sollte, nicht zu passiren war. Zugleich schienen nur Feinde gleichsam aus der Erde zu wachsen. Die bei Jakobs Armee dienenden Franzosen, welche man bisher gar nicht bemerkt hatte, rückten nämlich zwischen den Hügeln, hinter welchen sie postirt standen, hervor, und ihre Anzahl schien, theils durch die Bewegung, theils wegen eben dieser ihre Fronte unterbrechenden Erhöhungen ansehnlicher, als sie wirklich war. Ihr Anmarsch geschah mit einer Fassung und Regelmäßigkeit, wovon der Choc der Reuterei, den sie unterstützten, das gerade Gegentheil zeigte.

Die Holländer und Brandenburger machten Halt. Die Engländer näherten sich nur langsam. Die Bewegung der Dänen ließ zweifeln, ob sie vorrücken, oder wieder über die Boyne zurück wollten. Die protestantischen Franzosen aber, auf welche eben diese Hamiltonschen Dragoner in ihrer ganzen Furie angeprellt waren, wurden getrennt, in den Fluß gesprengt, und von einem Theile derselben bis an das diesseitige Ufer verfolgt. Callimotte Rouvigny (oder

Caillemdte), ein getreuer Gefährte Schombergs, kommandirte die protestantischen unter Wilhelms Fahne fechtenden Franzosen, und wurde bei diesem Anfalle von der feindlichen Reuterei unter die Füße getreten. Die Gefahr eines solchen erprobten alten Freundes, und des Mittelpunkts der Armee überhaupt, spornten Schomberg gleich stark, durch seine nähere Gegenwart Muth und Ordnung wieder herzustellen. Callimotte wurde endlich verwundet von seinen Soldaten wieder herüber getragen, und rief den noch gegen das jenseitige Ufer Marschirenden links und rechts zu: „Zur Ehre, meine Kinder, zur Ehre!" Schomberg schwamm in einiger Entfernung davon zu Pferde, wo das Wasser am tiefsten war, nur von einigen Offizieren seines Regiments begleitet, zu gleicher Zeit und zum erstenmale herüber. Er rief den sich wieder schließenden reformirten Franzosen, ihre von der Jakobitischen Armee herannahenden Landsleute von weitem, mit den Worten: „Sehen sie dort, meine Herren, Ihre Verfolger!"

Dieses waren nach Leland und d'Alrympel (oder besser Dalrymple) Schombergs letzte Worte. Denn als die hamiltonischen Dragoner wieder über das Wasser zurückgesprengt wurden, machten

sie

sie sich abermal durch die protestantischen Franzosen Platz, verwundeten den alten Schomberg, und führten ihn als einen Gefangnen mit sich fort, seine eigene Leute feuerten auf den feindlichen Trupp, unwissend, daß ihr General darunter war, und eine dieser Kugeln tödtete wahrscheinlich unsern Greis.

Ein Generaladjudant des Grafen Meynhards von Schomberg hingegen sagt in einem Briefe an die Gemahlinn seines Generals, unser Held sey von einer Schwadron der Garde König Jakobs umzingelt, durch eine Musquetenkugel in den Hals, und zwei bis drei Säbelhiebe in das Gesicht, erlegt worden; ungeachtet ihn seine kleine Bedeckung auf das tapferste vertheidigt, den Kornet dieser feindlichen Reuter selbst getödtet, und ihnen ihre Standarte abgenommen habe.

Nach Burnet, ging Schomberg an dem bestimmten Orte über den Fluß, und jagte die Irländer vor sich her, als ein Haufen verzweifelter Reuter, indem er ganz sorglos mit einer kleinen Begleitung vorantrabte, auf ihn losging, und er in der Unordnung des Gefechts durch eine Kugel getroffen ward. Man konnte nicht wissen, von wem der Schuß herkam, denn beinahe der ganze feindliche Schwarm wurde niedergehauen.

„Also

„Also fiel," setzt dieser Geschichtschreiber hinzu, „dieser große Mann, wie ein andrer Epaminondas, an dem Tage, da der Triumph auf seiner Seite war." Alle diese und noch eine vierte schöne Relation, die man in den Briefen des Grafen von Bussy findet, können wol mit einander vereiniget werden, wenn man annimmt, daß Hamiltons Dragoner auch den Namen eines Garderegiments geführt hätten, und bedenkt, daß der Fall in einem Handgemenge geschehen sey, wo jeder mit sich selbst beschäftigt ist. Ein absichtlich auf Hinwegräumung seiner Person angelegter Hinterhalt aber, wie Barrey, in der Begeisterung behauptet, klingt eben so romanhaft, als daß Schomberg in der Eile sein Kasket (habillement de tete) aufzusetzen unterlassen habe, dergleichen er niemals zu tragen gewohnt war.

Daß diese Particulairaktion beiden Armeen Gelegenheit gab, ihre Schlachtordnung wieder herzustellen; daß indessen Wilhelm mit seiner Reuterei weiter unter über den Fluß setzte und den Feinden in die Flanke fiel; daß diese sich bis zu dem vortheilhaften Posten bei Drunore zurückzogen, wo sich erst zwischen den sämmtlichen vereinigten Truppen (ausgenommen diejenigen, welche den Weg nach Dunlerk oder Dulerk ergrif-

fen

fen hatten, und von dem Grafen Meynhard von Schomberg verfolgt wurden) ein förmliches Treffen erhob; daß nach einer halben Stunde, auch hier die irländische Infanterie dem Feinde den Rücken zeigte, König Jakob aber, noch ehe die Schlacht entschieden war, mit seinen vornehmsten Offizieren zur Flucht das Beispiel gab; daß die Irländer im Fliehen sich nicht des Befehls erinnerten, sich bei dem Passe von Dunlerk zu sammeln und zu setzen; daß Jakob aber nach Frankreich segelte u. s. w. alles dieses ist bekannt, gehört aber nicht mehr zur Biographie des Mannes, der sein schönes Leben im 75sten Jahre auf eine so ehrenvolle Weise beschloß. Denn er war es, welcher das ganze vorige Jahr gegen die Elemente, gegen Hunger und Pest, gegen ein zahlreiches feindliches Heer, gegen seine Neider und gegen Meuterei siegend kämpfte. Er hatte den Krieg auf diesem Kampfplatze geführet, für sich den gefährlichsten Platz zum Angriffe gewählet, und mit seinem Ende den Triumph erkaufen helfen.

Die Trauer bei der englischen Armee über Schombergs Tod läßt sich aus der Liebe, welche er bei den Soldaten hatte, schließen. Sie klagten, ihren Vater, ja den Vater des Vaterlandes

des verloren zu haben. Von gleicher Größe war aber auch die Freude der Feinde, sich eines Gegners von solcher Wichtigkeit entledigt zu wissen. Sie schätzten diesen Verlust der englischen Nation größer, als den ihrigen; und konnten das Glück ihres vergötterten Ludwigs nicht genug bewundern, welches ihm in Einem Jahre von den beiden fürchterlichsten feindlichen Feldherren, dem Herzoge von Lothringen und Schomberg befreiet habe. Das unwidersprechlichste Siegel der Verdienste von Beiden!

Johann Huß *).

Während sich bald nach **Gregors des eilften** Tode, im Jahre 1378, zwei untrügliche Päbste, **Urban der sechste** und **Clemens der siebente**, um die Untrüglichkeit stritten, und die christlichen Fürsten das wankende Gebäude der Kirche zu stützen suchten, machte schon **Johann Wiclef** den Anfang, seine Grundfeste zu untergraben. Dieser Mann, der von 1360 bis 1487 als öffentlicher Lehrer zu Oxford lebte, lehrte, daß die Untrüglichkeit des Pabstes ein Pfaffengespinnst und verschiedene Hauptsätze der katholischen Religion in der heiligen Schrift nicht gegründet wären. Paris und Oxford waren damals die beiden ansehnlichsten Akademien in Europa, daher konnte es nicht fehlen, daß die Grund-

*) S. Geschichte des Hussitenkriegs. Zittau und Leipzig 1795.

Grundsätze, welche Wiclef nicht nur in seinem Lehrvortrage, sondern auch in seinen Schriften verbreitete, unter den meisten Nationen Europens Eingang fanden.

Diejenigen, welche sich den Wissenschaften widmeten, waren inzwischen nur allein die Eingeweiheten dieser unerhörten Lehre, und der größte Theil der Völker blieb, weil die Verbreiterinn der Aufklärung, die **Buchdruckerkunst**, noch nicht erfunden war, noch in tiefer Unwissenheit. Allein der Funke glimmte nur so lange im Stillen fort, bis die Zeit da war, daß die Explosion nicht mehr vermieden werden konnte. Diese Periode näherte sich mit starken Schritten.

Kaiser Karl der vierte hatte im Jahre 1348 die hohe Schule zu Prag gestiftet. Die Einrichtung derselben überhaupt, (denn sie war nach der damals berühmten Pariser hohen Schule eingerichtet) vorzüglich aber die den Deutschen auf derselben zugestandnen besondern Rechte und Freiheiten, brachten sie bald in Flor, und sie übertraf zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts an Anzahl der daselbst Studirenden die angesehensten Akademien in Europa. Eben damals lebte in Prag ein junger Magister, Namens **Johann Huß**, ein Mann, dessen Kenntnisse,

nisse, Beredtsamkeit und unbescholtner Charakter ihm nicht nur die Zuneigung seiner Zuhörer, sondern auch die Stelle eines Beichtvaters der Königinn verschafft hatten. Diesem zeigte ein Böhmischer Student, **Hieronymus Faulfisch** genannt, der sich eine Zeitlang in England aufgehalten hatte, von ungefähr ein Buch, welches er aus England mitgebracht hatte, und worinn **Wiclefs** Lehrsätze enthalten waren.

Wenn man bei allen großen Revolutionen auf ihren Ursprung zurück geht, so findet man, daß sie insgesammt, dem Scheine, nach von ungefähr entstehen. Weder **Luther**, noch **Necker** hatten, als erstrer seine Theses in Wittenberg anschlug, und letzterer die Notablen nach Versailles berief, die Absicht: die Hierarchie in einem Theile von Europa, und die Monarchie in Frankreich zu stürzen. Aber die Nachwelt übersieht den von der Vorsehung entworfnen Plan, und die weislich vertheilten Rollen. So auch bei der Revolution des funfzehnten Jahrhunderts. Ein übrigens ganz unbedeutender Mensch streuet hier den Saamen zur künftigen Revolution aus, ohne daß er es selbst weiß, und ohne sich zu bekümmern, auf was für einen Boden derselbe gefallen ist. Aber wir, die wir das Vergangne

im Zusammenhange sehen können, wir durchschauen schon deutlicher den Plan der Vorsehung. Wenn der Saame der Aufklärung nicht in seinem Keime von der päbstlichen Hierarchie wieder erstickt werden sollte, wie es schon verschiedenemal der Fall gewesen war, so mußte er gerade in einem Kopfe Wurzel fassen, der nicht nur hell genug dachte, die Wahrheit zu verstehen, sondern auch Enthusiasmus genug besaß, sie standhaft zu bekennen. Es war ferner nöthig, daß dieser Kopf, den die Vorsehung zur Erreichung ihres Endzwecks gebrauchen wollte, einigen Schutz bei der weltlichen Macht fand, denn außerdem lief die zarte Pflanze Gefahr, von dem Pöbel der päbstlichen Klerisei zertreten zu werden. Dies insgesammt vereinigte sich in der Person **Johann Hussens.**

Huß war nicht nur ein helldenkender Kopf, sondern aufrichtig genug, das, was er als Wahrheit entdeckt hatte, frei als solche zu lehren. Allein dies würde noch nicht hinlänglich gewesen seyn, wenn er nicht auf den Beifall und Schutz des Hofes hätte rechnen können. Man denke sich den schwachen und bigotten Sigismund auf dem böhmischen Throne, und zehn Husse werden es nicht vermögen, vielleicht nicht einmal

wagen, das päbstliche Ansehen zu stürzen! So gut nun aber auch die Vorsehung ihre Zeit gewählt hatte, so schien doch anfänglich der Erfolg ihrer Absicht nicht zu entsprechen. Es sei nun, daß Huß sich damals wirklich noch nicht von der Wahrheit der Wiclefschen Grundsätze überzeugen konnte, oder daß es bloße Zurückhaltung von ihm war, und er nur auf einen gelegnern Zeitpunkt wartete, sich öffentlich für dieselbe zu erklären; genug, er gab dem, welcher ihm das Buch zeigte, worinn sie enthalten waren, einen derben Verweis, und rieth ihm, es entweder zu verbrennen, oder in die Muldau zu werfen, damit für die Religion kein Nachtheil daraus entstehen möge. Allein einige Zeit darauf lehrte Huß Wiclefs Grundsätze nicht nur öffentlich, sondern vertheidigte sie auch standhaft bis an sein Ende.

Wenn man bedenkt, daß sichs die Geistlichkeit damals seit Jahrhunderten angemaßt hatte, sowohl über die Gewissen, als über die Beutel der Layen zu disponiren, daß kein Verbrechen zu groß war, das sie nicht, um ihre Habsucht und Wollüste zu befriedigen, unter der Aegide des päbstlichen Ansehens ungestraft begehen konnte, so wird man sich leicht vorstellen können, welche

Wirkung es auf sie machen mußte, wenn ein junger Magister sich erkühnte, ihren Abgott zu Rom zu stürzen, und dadurch ihre ganze Existenz zu vernichten.

Der erste Schritt, den sie wider Hussen nnd seine Lehre thaten, war, daß sie in einem zu Prag zusammenberufenen Consistorio 43 Artikel, die **Wiclef** gelehrt hatte, als ketzerisch verdammten, die der Rektor der Universität bei Strafe des Feuers öffentlich zu lehren verbot, und da dies nicht helfen wollte, ihre Klagen über Huß vor den König Wenzel brachten. Wenzel, dem es die größte Freude machte, wenn die Geistlichkeit gekränkt wurde, der aber doch auch Bedenken trug, sich öffentlich für Huß zu erklären, wußte nicht, was er antworten sollte. Allein ein Bonmot zog ihn, wie so manchen König, der nicht weiß, was er auf die Klagen seiner Unterthanen antworten soll, aus der Verlegenheit. „Laßt ihr Hussen nur gehen," versetzte er, „diese Gans *) wird mir noch goldene Eyer legen."

Nach einer solchen Abfertigung blieb ihnen nichts übrig, als sich durch Schmähungen an

Hussen

*) Anspielung auf das böhmische Wort Huß, eine Gans.

Hussen zu rächen, und durch Verketzerung den Eindruck zu schwächen, den seine Lehre auf die Laien haben konnte, in welchem letztern Punkte es die deutschen Professoren auf der Universität Prag allen übrigen zuvor thaten.

Ob nun gleich Huß, unter dem Schutze des Hofes, alle diese Armseligkeiten, wodurch ihn der römische Clerus zu kränken suchte, mit Verachtung übersehen konnte, so sahe er doch ein, daß dies einer schnellen Verbreitung der Wahrheit nachtheilig sey, und durch Ueberzeugung, daß das, was er lehre, Wahrheit sey, gedrungen, konnte er unmöglich seinen Eifer, solche so schnell als möglich zu verbreiten, zurückhalten. Ihm wars nicht bloß darum zu thun, daß man ihm nicht wehren konnte, die Wahrheit öffentlich zu bekennen, sondern, daß auch andere davon überzeugt werden mögten.

Seine Lehre zu verbreiten, gab es nur zwei Wege, seine Kanzel, und seine akademischen Vorträge. Den erstern konnte ihm zwar die römische Geistlichkeit nicht versperren, aber er war der beschränkteste, denn durch diesen wirkte er bloß auf den kleinen Zirkel seiner Zuhörer. Weit geschwinder war die Wahrheit auf dem andern in Umlauf zu bringen. Jünglinge, die sich

aus

aus allen Provinzen Deutschlands zu Prag versammelt hatten, konnten, von der Wahrheit der Hussischen Lehrsätze überzeugt, sie nach ihrer Rückkehr in ihrem Vaterlande verbreiten. Allein hier hinderten ihn die deutschen Rektores, die seit der Gründung der Universität ununterbrochen das akademische Ruder in Händen gehabt hatten, indem sie ihn in ihren Disputationen nicht nur auf alle Weise verächtlich zu machen suchten, sondern auch die, welche über seine Lehrsätze gehalten werden sollten, gänzlich untersagten. Wäre es Hussen, oder einem seiner Anhänger nur einmal gelungen, das Amt des akademischen Oberhauptes zu verwalten, so würden sie gewiß zur Verbreitung seiner Lehrsätze günstige Vorkehrungen getroffen haben. Hieran war aber bei der Verfassung der Akademie, vermöge welcher, bei Versetzung einer akademischen Würde, den Deutschen drei, den Böhmen aber eine Stimme gebührte, nicht zu denken. Dieses und ein gewisses demüthigendes Betragen, welches die Deutschen von jeher gegen die Böhmen beobachtet hatten, brachten den sonst so anspruchlosen und gutmüthigen **Huß** zu dem Entschlusse, es koste, was es wolle, eine Veränderung in der Verfassung der Akademie zu bewirken.

ken. Diesen Plan durchzusetzen, konnte Hussen, wenn er ein Hofmann gewesen wäre, wenig kosten, da er der Gunst der Hofes versichert war. Allein, sein gerader Sinn verabscheuete alle Hofkabale und die Schleichwege der königlichen Kämmerlinge. Und daher kam es, daß er dabei so unvorsichtig zu Werke ging, daß diese Begebenheit in der Folge nicht wenig Einfluß auf sein unglückliches Schicksal hatte. Statt sich gleich anfänglich an den König zu wenden, stritt er sich erst lange mit den Deutschen herum, um ihnen zu beweisen, daß Kaiser Karl IV, den Böhmen nur darum eine, und den Deutschen drei Stimmen bei Besetzung der ersten akademischen Aemter gegeben hätte, weil die Anzahl der damals zu Prag studirenden Böhmen sehr geringe, die der Deutschen aber sehr beträchtlich gewesen wäre. Da aber dies jetzt der Fall nicht mehr sey, so wäre es billig, daß man die Sache umkehre, und den Böhmen drei, den Deutschen aber nur Eine Stimme gäbe. Hatten ihn die deutschen Professoren vorher wegen seiner Religionsneuerung gehaßt, so verfolgten sie ihn jetzt als ihren Todtfeind, der ihnen ihre wohlerworbnen Rechte zu schmählern suche. Diese Wuth entzündete endlich auch den Gemeingeist der deut-

schen und böhmischen Studenten. Stolz auf ihre Anzahl verbanden sich die ersten, weil ihrer Nation, die durch einen langen Besitz geheiligten Vorzüge entzogen werden sollten, Prag sogleich zu verlassen, und die letzten, durch die zeitherige verächtliche Behandlung der Deutschen aufs Aeusserste gebracht, nicht eher zu ruhen, als bis ihnen der den Einheimischen vor den Fremdlingen überall gebührende Vorzug zu Theil geworden sey. Beschimpfungen folgten auf Beschimpfungen, und Balgereien auf Balgereien. König Wenzel, vor den beide streitende Partheien endlich ihre Klage brachten, glaubte, diesen Händeln am geschwindesten dadurch ein Ende zu machen, daß er den Gegenstand des Streites keinem von ihnen, sondern einem Dritten zutheilte, und ließ zu dem Ende das Rektorat durch seinen Küchenmeister sequestriren.

Nie ist wol eine Handlung eines Königes in gehässigerem Lichte vorgestellt worden, als diese. Auch ist es nicht zu leugnen, daß sie, ohne allen Zusammenhang mit den damaligen Begebenheiten erzählt, kein günstiges Urtheil für die Einsichten Wenzels, und seine Hochachtung für die Wissenschaften erwecken kann. Wenn man aber bedenkt, daß die Pragischen Professoren durch

ihr

ihr damaliges Benehmen gegen einander sich weit unter die Würde erniedrigten, die ihnen als Gelehrten zukam, so war es wol eine treffende Satyre, daß ihnen Wenzel ein Oberhaupt gab, dessen ihr Betragen würdig war.

Unterdessen fuhren beide Theile fort, den König mit ihren Klagen zu bestürmen, und auf eine ihnen günstige Entscheidung zu dringen, die aber immer nicht erfolgte, und vielleicht noch lange ausgeblieben seyn würde, wenn nicht Hussen von ungefähr der Stiftungsbrief der Universität in die Hände gefallen wäre, worinn es hieß, daß die Prager Akademie nach dem Fuße der Pariser eingerichtet worden wäre. Da nun zu Paris die Innländer drei Stimmen und die Ausländer nur eine bei Besetzung der akademischen Aemter hatten, so bestimmte dies den König, auch den Böhmen zu Prag drei Stimmen und den Deutschen nur eine zu zuerkennen. Am 13ten October 1409 wurde dieses Urtheil publiciret, und die deutschen Studenten zogen sogleich zu Tausenden davon. Mit ihnen flohen die Töchter des Friedens: die Künste und Wissenschaften, das unglückliche Böhmen, das nun bald der Schauplatz eines verwüstenden Religionskrieges werden sollte. Aber dem glücklichen Sachsen ging

an diesem Tage ein hellleuchtendes Licht auf. Bestimmt, die Mutter der deutschen Musen zu werden, nahm **Leipzig** die herumirrenden Zöglinge der Wissenschaften in seinen Schooß auf, und unter dem Schutze des streitbaren Friedrichs und seiner erlauchten Nachkommen kam die daselbst errichtete Akademie zu einem Flore, um den sie ihre ältern deutschen Schwestern schon längst beneideten. Ihr dankt ein Theil Germaniens seine Sprache und seine Bildung, und kein Theil der Wissenschaften läßt sich denken, in welchem sie nicht vorzügliche Männer gezogen hätte.

Huß hatte nun zwar über seine Feinde gesieget, aber sie nicht vernichtet. Weit gefehlt, daß er durch ihre Entfernung aus Prag vor ihren Verfolgungen gesichert, und die Ruhe in Prag hergestellt worden wäre, suchten die Deutschen vielmehr jetzt Hussens Ketzerei und das ihnen von ihm zugefügte Unrecht vor den päbstlichen Stuhl zu bringen und die Bürger in Prag waren äußerst misvergnügt, daß ihnen durch die Entfernung der deutschen Studenten ihre Nahrung geschmälert worden war. Ein Autodafe, das der Erzbischof von Prag, Sbinko von Hasenberg, hierauf mit Hussens und Wiclefs Schriften in dem Hofe seines erzbischöflichen Pallasts vornehmen

ließ, und die Strafpredigt, die Huß den nächsten Sonntag darauf wider den Erzbischof hielt, waren eben keine Beweise, daß sich beide Partheien nunmehr ruhig verhalten würden. Auch war dies nicht wol möglich. Huß hatte einmal den ersten Schritt gethan, und, sowol durch seinen glühenden Enthusiasmus für die Verbreitung der Wahrheit fortgerissen, als durch den Beifall des Hofes und vieler Großen des Reichs aufgemuntert, verschwanden alle Gefahren, die ihm bei kälterem Blute schlechterdings vor Augen schweben mußten. Von Seiten der Klerisei war vollends gar auf keine Nachgiebigkeit zu rechnen. Zwar hatte Hussens Lehre auf ihre Gerechtsame noch keinen nachtheiligen Einfluß gehabt, auch hatte sie wenig Eindruck auf den gemeinen Haufen gemacht. Allein desto mehr Anhänger hatte Huß bei Hofe und unter dem Adel. Mußte man nicht besorgen, daß die Gährung endlich auch in die Köpfe des gemeinen Mannes kommen konnte, zumal, da Huß nebst seinen Anhängern seit einiger Zeit angefangen hatte, es zu tadeln, daß man den Laien den Gebrauch des Kelches beim Nachtmahle entziehe *)? Die Idee eines verstümmel-

*) Einige Geschichtschreiber leugnen dieses, und behaupten: Jacobellus von der Mies habe wäh-

melten Sacraments, und zwar nach den Begriffen des gemeinen Mannes, des Wesentlichsten der ganzen christlichen Religion, konnten in den schwärmerischen Köpfen der Böhmen viel Unheil anrichten. Ueberdies war man überzeugt, daß man von Seiten der Klerisei eine böse Sache zu vertheidigen hatte, die vor dem Richterstuhle der Vernunft schlechterdings nicht Stich halten konnte. Was hatte man also Angelegentlicheres zu thun, als zu verhindern, daß der Gedanke bei dem gemeinem Manne niemals entstehen könne, daß das nicht alles Wahrheit sey, was man ihm als solche zeither vorgetragen hatte? Wie war dies aber möglich, wenn Huß fortfuhr, das Ansehen des Pabstes und der Geistlichkeit verdächtig zu machen? Bisher hatten sie alles gethan, um diesen Ketzer zum Schweigen zu bringen. Allein sein Ansehen war dadurch nur desto mehr gestiegen. Sogar vor den Thron hatten sie ihre Klagen

während Hussens Gefangenschaft zu Kostnitz diese Lehre zuerst verbreitet. Beide haben Recht. Wider diese Entziehung des Kelchs hat Huß in seinen frühern Schrift schon geeifert. Aber die wirkliche Einführung derselben beim Genusse des Abendmahls der Laien gehört Jacobello von der Mies.

gen wider Hussen gebracht, aber sie waren nicht erhöret worden. Jetzt blieb ihnen nun nichts übrig, als sich zu seiner Unterdrückung des Ansehens ihres Oberhauptes zu bedienen.

Viele meiner Leser werden es nicht haben begreifen können, warum man nicht schon längst diesen Schritt gethan hatte. Man wird sich aber noch erinnern, daß nach dem Tode Pabst Gregor des eilften eine Spaltung in der Pabstwahl entstanden war, als die französischen Kardinäle Clemens den siebenden, die italiänischen aber Urban den sechsten wählten. Diese dem Pabstthume so nachtheilige Trennung hatte sich mit Urbans und Clemens Tode nicht geendigt. An jenes Stelle wurde Bonifacius der neunte und an dieses Benedikt der dreizehnte, und als der letzte 1404, starb, statt seiner, Innocentius der siebente, nnd nach diesem Gregor der zwölfte erwählt. Alle versprachen bei ihrer Wahl, die Trennung zu heben, aber keiner meinte es ernstlich. Jeder hatte sowohl unter den weltlichen als den geistlichen Fürsten seinen Anhang, und je nachdem es eines jeden Interesse erforderte, verließ er bald diese, bald jene Parthei. Da nun dadurch für die Kirche unendlicher Nachtheil entstand, so beschlossen endlich einige für die Erhal-

tung

tung der Hierarchie besorgte Kardinäle ein allgemeines Concilium nach Pisa auszuschreiben, welches auch den 25sten März 1409, seinen Anfang nahm. Allein ob man gleich beide Päbste, sowohl Benedikt den dreizehnten, als Gregor den zwölften, auf diesem Concilio absetzte, und statt deren Alexander den fünften erwählte, so fehlte doch viel, daß die ersten beiden, dem Ausspruche des Concilii gehorsam, ihre Stellen niedergelegt hätten. Und so hatte die christliche Kirche gar **drei** Päbste! Hierüber wurden sehr viel Bischöfe und gemeine Geistliche oft irre, und wußten nicht, an welchen sie glauben sollten.

König Wenzel hatte es anfänglich mit Bonifacius dem neunten gehalten, da dieser aber, seinem Versprechen gemäß, die päbstliche Trennung nicht hob, so befahl ihm Wenzel, als Oberhaupt des deutschen Reichs, die päbstliche Würde niederzulegen. Dies empfand Bonifacius übel, und um sich dafür zu rächen, unterstützte er diejenigen deutschen Fürsten, welche im Jahre 1400, den Kaiser Wenzel absetzten und statt seiner Ruprechten von der Pfalz zum Kaiser wählten. Wenzel hielt es nun mit gar keiner Parthei, ja die Kardinäle, welche mit Gregor dem zwölften nicht zufrieden waren, schrieben sogar an Wenzeln,

und befahlen ihm, diesem Pabste keinen Gehorsam zu leisten, wobei sie sich zugleich merken liessen, daß, wenn er dies befolgte, er Hoffnung habe, wieder zur kaiserlichen Würde zu gelangen. Wenzel, dem der Verlust der Kaiserkrone doch nicht ganz gleichgültig war, erkannte daher gar keinen Pabst an.

Da nun dies gerade zu der Zeit geschah, als die durch Hussen angefangene Revolution Aufsehen zu machen anfing, so konnte man sich von Rom aus, bei einer so großen Zerrüttung des päbstlichen Ansehens, nicht viel Hülfe versprechen, wenn man auch Hussens Ketzerei daselbst früher bekannt gemacht hätte. Jetzt hatten sich aber die Dinge einigermaßen geändert. Der durch das Concilium zu Pisa auf den päbstlichen Stuhl gesetzte Alexander der fünfte, und sein Nachfolger, Johann der drei und zwanzigste, wurden von dem größten Theile der deutschen Fürsten und auch vom König Wenzel, welcher das Concilium zu Pisa durch seine Gesandten ebenfalls beschickt hatte, anerkannt. Und so ließ sich von dessen Ausspruche gegen Hussen eher etwas erwarten. Hussens Ketzerei war nicht sobald in Rom bekannt geworden, als man eine Kommission zu deren Untersuchung niedersetzte. Der

Kardinal Colonna, welcher dabei präsidirte, ließ hierauf Hussen nach Rom citiren. Obgleich Huß, wie er auch in der Folge bewies, sich nicht scheuete, seine Lehren selbst vor dem Richter der Welt zu vertheidigen, so hielt er es doch nicht für gut, vor diesem Tribunale persönlich zu erscheinen. In der Hauptstadt seiner Feinde, und von ihnen überall umringt, schien es ihm unmöglich zu seyn, daß seine Lehren gehörig geprüft werden würden. Er war also fest entschlossen, bloß Bevollmächtigte an seine Stelle dahin zu senden. Die Königinn Sophia that noch mehr für ihren Beichtvater, und bat den König dringend, seinetwegen einen Gesandten nach Rom zu schicken. Und da sich endlich auch viele Angesehene, die ganze Universität und die Stadt Prag für ihn bei dem Könige verwendeten, so gab dieser ihren Bitten nach und schickte am 14ten Januar 1411, eine Gesandschaft nach Rom. Hier suchte man nun Hussens Sache so gut als möglich zu beschönigen. Allein der Kardinal, zu gut unterrichtet, wie weit Hussens Verwegenheit gegangen war, wollte davon nichts hören. Ihm wars bloß um Hussens Person, nicht aber um die Untersuchung seiner Rechtgläubigkeit zu thun. Daher that er ihn als einen halsstarrigen Ketzer in Bann, und schickte

Wenzels

Wenzels und Hussens Bevollmächtigte ungehört wieder nach Hause. Allein diese begnügten sich damit nicht, appellirten an den Pabst, und brachten es in der That dahin, daß die Untersuchung der Hussischen Ketzerei einer zweiten Kommission übertragen wurde.

Jetzt trat die Krisis der Hussitischen Revolution ein. Hussens, Böhmens, ja ganz Europa's Schicksal beruhte nur noch auf Einem Schritte. Kroch Huß schüchtern in seine Celle zurück, so floß das Blut von Tausenden nicht, und Böhmen ward nicht zur Einöde, aber die Erleuchtung der Völker erfolgte auch alsdann vielleicht Jahrhunderte später. Thut er einen Schritt weiter, so ist sein und Europ'as Schicksal entschieden, und Ströme von Blut bedecken Germaniens fruchtbare Gefilde. Aber die Vorsehung kannte das Werkzeug, dessen sie sich zur Ausführung ihrer Plane bedienen wollte! Entschlossen, eher zu sterben, als zu wanken, man überzeuge ihn denn daß er irre, verachtete Huß alle Gefahren, die ihm drohten, und die folgende Begebenheit entschied sein Schicksal.

Unter den Fürsten, welche Pabst Johann den 23ten nicht anerkannten, war auch Ladislav, König von Neapel. Um sich dafür zu rächen, un-

unterstützte der Pabst Ladislavs Gegner, Ludwig von Anjou, Titulair-König von Neapel. Da aber Ludwig gegen Ladislav unglücklich war, so richtete leztrer nunmehr seine Waffen gegen den Pabst selbst. Zu ohnmächtig, seinem Feinde zu widerstehen, sah Johann kein anderes Mittel, als die gesammte Christenheit zum Schutze der Kirche aufzubieten, und zu dem Ende wurde auch in Böhmen das Kreutz gepredigt. Eine schönere Gelegenheit, sich dem päbstlichen Ansehen zu widersetzen, konnte sich für Huß wol nicht finden. Ob er und sein Vaterland dadurch Gefahr liefen, unglücklich zu werden, dies war seine kleinste Besorgniß. Kaum war die päbstliche Bulle bekannt gemacht worden, als Huß nicht nur öffentlich dawider predigte, sondern auch den 7ten Jun. 1412 eine Thesis anschlug, worinn er das Benehmen des Pabstes gegen den König von Neapel tadelte, und alle Professoren der Universität zu ihrer Widerlegung aufforderte. Ganz Prag kam hierüber in Bewegung, und der Pöbel, dessen Beifall Huß noch nie so stark gehabt hatte, als jezt, da er ihre Beutel gegen den Pabst in Schutz nahm, konnte den Tag der Disputation vor Ungeduld kaum erwarten. Dieser kam endlich und ganze Volksschaaren drängten

sich unter den Studenten mit in den Hörsaal. Schrecken zeigte sich auf den Gesichtern der Professoren, und der Rektor, ein ehrwürdiger Greis, suchte sie dadurch zu entfernen, daß er ihnen zu erkennen gab, sie würden von dem, was jetzt verhandelt werden würde, wenig verstehen. Allein vergeblich! Das Getöse wurde dadurch noch stärker, bis ihnen Huß durch einen Wink Stillschweigen gebot. Das Volk hielt sich nun ruhig, bis ein gewisser Doctor Lebo auftrat, und Hussen heftige Vorwürfe machte, daß er, als ein junger Magister, sich unterstände, sich ganz allein dem päbstlichen Ansehen zu widersetzen, dessen Werk er doch so, wie jeder Priester, sey. Er wäre undankbarer und verfluchter, als Cham, der seines Vaters Schaam entblößt habe! Dies empörte das Volk so, daß es schon im Begriffe war, sich an dem Redner zu vergreifen, wenn Huß nicht sein Schutzengel geworden wäre. Die ganze Disputation endigte sich hierauf mit einer Rede, die **Hieronymus von Prag** zu Hussens Vertheidigung hielt, und die mit den Worten schloß: „Wer es mit uns hält, der folge uns nach! Wir wollen es dem Rathe unter die Augen sagen, daß die päbstliche Bulle und der darin ertheilte Ablaß ungerecht ist!" Lauter Beifall des

Volks

Volks ertönte nun, und es würde wahrscheinlich zum fürchterlichsten Aufstande gekommen seyn, wenn der Rektor es Hussen und Hieronymus nicht verboten hätte, aufs Rathhaus zu gehen. Huß ward von einer großen Menge Volks nach Hause begleitet, welches ihm unaufhörlich zurief: Sey standhaft!

Umsonst baten der Rektor und andere Professoren unsern Huß mit thränenden Augen, sich und die Stadt nicht unglücklich zu machen; Huß blieb unerschütterlich, sein Geist glich einer elastischen Kraft, die, jemehr sie eingeschränkt wird, desto mehr Widerstand leistet. Er habe einmal sein Wort gegeben, sagte er, zu beweisen, daß dieser Ablaß ungerecht sey und er sey entschlossen, seinen Plan auszuführen.

Indessen hatte sich ein Theil des Volks verschworen, allen Pfaffen, die über den Ablaß predigen würden, öffentlich zu widersprechen. Diesem Vorsatze zu Folge wurden viele Prediger während des Gottesdiensts laut insultirt, und mehrere Ungezogenheiten vom Pöbel begangen. Allein der Altstädter Rath ließ einige davon greifen, und ihnen den Prozeß machen. Als Huß dieses erfuhr, ging er mit einer großen Anzahl Studenten, wozu sich bald einige Tausende vom Volke

geselleten, aufs Rathaus und bat, daß man die Verbrecher, die sich bloß dem päbstlichen Ablasse widersetzt hätten, begnadigen mögte. Allein der altstädter Rath sagte Hussen bittere Wahrheiten; versprach aber doch, aus Furcht vor dem Volke, sie zu begnadigen; ließ sie aber sämmtlich, nachdem sich das Volk wieder verlaufen hatte, in der Stille hinrichten. Als das Volk dies erfuhr, entstand ein völliger Aufruhr. Es wickelte die Körper der Hingerichteten in köstliche Gewände, nannte sie Märtyrer der Wahrheit, und begrub sie mit großem Trauern in der Kirche Bethlehem, wo Huß den folgenden Sonntag ihrem Andenken Lobreden hielt.

Der Grund zu den Hussitischen Unruhen war nun gelegt. Auch wurde es bis zum völligen Ausbruche des Kriegs in Prag nicht wieder ruhig. Huß fuhr fort, seine Lehrsätze weiter auszubreiten, und nicht nur das Volk, sondern auch der größte Theil der Vornehmsten des Reichs gab ihm Beifall. Die Klerisei wagte es kaum mehr, ihm zu widersprechen, aus Furcht, vom Pöbel mißhandelt zu werden, und würde selbst dem Könige nunmehr schwer gefallen seyn, wenn er auch den Willen gehabt hätte, sich der Revolution zu widersetzen. Und so schien es, als wenn das Band, daß die böhmi-

mische Kirche mit der römischen zusammen hielt, bereits aufgelöst wäre. Ob gleich sich nun aber die Böhmen um den Pabst eben nicht bekümmerten, so war man doch von Seiten des Pabstes nichts weniger, als gleichgültig, wegen der Böhmen. Auch sah der klügere Theil der böhmischen Großen ein, daß, da sich die Päbste seit der Gründung der Hierarchie nichts von ihrem Ansehen hatten ungerächt entziehen lassen, sich ein fürchterliches Ungewitter über Böhmen zusammenziehen würde. Um dieses nun entweder abzuwenden, oder doch wenigstens zu verzögern, schickte man Gesandte über Gesandte nach Rom. Allein hier war alles verloren. Seine Heiligkeit wollte von keiner Entschuldigung Hussens mehr hören, sondern belegte am 6ten Jun. 1413 die Stadt Prag, so lange sich Huß daselbst aufhalten würde, mit dem Interdikt. Alle Kirchen in Prag wurden geschlossen, keine Klocke rief die Prager zu religiösen Versammlungen, neugeborne Kinder konnten nicht dem Schooße der Kirche einverleibet werden, und Sterbende, der Beichte und Absolution beraubt, fluchten Hussens und seiner Lehre. Nur die geistlichen auf dem Wischerad, dem alten königlichen Schlosse zu Prag, waren dem päbstlichen Befehle ungehorsam

sam. Dies brachte die guten Katholiken zur Verzweiflung und alle Folgen derselben waren jetzt in Prag sichtbar. Um Prags Unglück durch seine Gegenwart nicht aufs Höchste zu treiben, entschloß sich Huß, dasselbe zu verlassen. Nikolaus von Hussinetz, der Besitzer von Hussens Geburtsorte, der schon längst ein eifriger Anhänger von ihm gewesen war, nahm den Verbanneten bei sich auf. Ehe aber Huß Prag verließ, verfertigte er noch eine Art von Schutzschrift, worin er alle Schuld auf seine Feinde schob, die es in Rom dahin gebracht hätten, daß man seine Bevollmächtigten gar nicht gehört und seine Lehre nicht untersucht hätte. – Denn wäre dies geschehen, sagte er, so würde man gefunden haben, daß sie in Gottes Wort gegründet, und er kein Ketzer sey. Da ihm nun aber durch seine Feinde alle Mittel zur Rechtfertigung benommen worden wären, so sähe er sich genöthigt, seine Sache Gott heim zu stellen, an welchen er hierdurch von dem Ausspruche des Pabsts appellire.

So gegründet nun dies alles für jeden unpartheiischen Wahrheitsforscher war, so sehr widersprach es den Grundsätzen der päbstlichen Hierarchie, mit welchen Huß zu wenig bekannt war. Nach Hussens Begriffen war nur der

ein Ketzer, welcher Dogmen glaubt, deren Wahrheit sich aus der heiligen Schrift nicht beweisen läßt. Da nun aber der Beweis von dem, was er lehrte, ohne große Mühe aus der Bibel geführt werden konnte, so war er freilich nach seiner Ueberzeugung kein Ketzer. Allein einen ganz verschiednen Begriff von einem Ketzer hatte der Pabst und seine Klerisei. Bei diesen war schon der Zweifel, ob das, was die Kirche lehre, auch wahr seyn mögte? ketzerisch. Hussen schien es unmöglich zu seyn, daß man zu Rom die Wahrheit seiner Grundsätze nicht einsehen müßte, wenn man sie nur unpartheiisch prüfen würde. Aber es fiel ihm nicht ein, daß man zu Rom vielleicht die Wahrheit nicht einsehen wollte. Daher bei ihm das unbegränzte Vertrauen auf die überzeugende Kraft der Wahrheit, deren Opfer er endlich wurde; daher die Freudigkeit, mit welcher er in der Folge zum Concilio nach Kostnitz eilte; daher die Hoffnung, daß alles gut mit ihm gehen würde, wenn man ihn nur hörte, die ihn fast bis an sein unglückliches Ende nicht verließ.

Huß ließ seinen Aufenthalt in der Provinz nicht ungenutzt. Ueberall, wo er hinkam, suchte er seine Lehre zu verbreiten, und bei den mei-

sten fand sie Eingang. Hussens Anhang wurde also alle Tage größer. Auch war es in Prag nach Hussens Entfernung nicht ruhiger geworden. Die hussitischen Unruhen fingen also nun an, weit aussehend zu werden, und die katholische Klerisei sahe ein, daß sie ohne Unterstützung des weltlichen Arms unmöglich zu dämpfen seyn würden, zumal, da unter Hussens Anhängern selbst sehr viele aus ihrem Mittel waren, welche die päbstlichen Befehle nicht respektirten, und, troz aller Verbote, doch den Gottesdienst nicht eingestellt haben würden, wodurch das kräftigste aber auch lezte Mittel der heiligen Kirche, schwache Seelen durch Sperrung alles Gottesdienstes zur Verzweiflung und durch diese wieder auf den rechten Weg zu bringen, unwirksam ward. Dies alles war nun freilich eine Folge der noch immer fortdauernden Spaltung in der römischen Hierarchie, und der dadurch vollends zu Grunde gerichteten Kirchenzucht. Die Seele des päbstlichen Kirchensystems ist unbedingter Gehorsam, und mehr als eine militairische Subordination muß das Ganze zusammenhalten, das unwiederbringlich verlohren ist, wenn nur ein Glied in der großen Kette, von Christi Statthalter an, bis auf den niedrigsten Klerus, zerreißt; um so viel mehr, wenn der

der Punkt fehlt, woran die Kette festgehalten wird. Drei Oberhäupter in der katholischen Kirche, oder gar keins, war für sie gleich gefährlich, denn das Interesse derselben mußte ein einziges seyn. Europa's katholische Fürsten hatten dies auch schon längst eingesehen, und hatten sich, um dies verderbliche Schisma zu heben, verschiedentlich Mühe gegeben. Allein die meisten Hindernisse hatten ihnen die Päbste selbst in den Weg gelegt. Keiner von ihnen wollte zuerst die Statthalterschaft Christi resigniren, und da die katholischen Fürsten sich immer nicht vereinigen konnten, welchen unter jenen man als den eigentlichen Stellvertreter Christi auf Erden ansehen sollte, so waren bisher alle Bemühungen vergeblich gewesen. Was seinen Vorfahren mit Güte nicht gelungen war, suchte Kaiser Sigismund jetzt mit Strenge durchzusetzen. Sigismund war ein gelehrter Herr, das heißt nach den damaligen Geschichtschreibern: er hatte in seiner Jugend Lateinisch gelernet, und war ein Freund der Pfaffen. Die Unordnungen in der Kirche, noch mehr aber die Hussitischen Unruhen, hatten sein ächt katholisches Herz schon längst zerfleischt, allein sein Ansehen, als bloßer König von Ungarn, war nicht hinlänglich, die ersten zu ver-

verbessern; und den letzten zu steuern, hinderten ihm seine Kriege in Ungarn. Seine Erhebung auf den Kaiserthron aber (d. 20. Sept. 1410) und der Tod seines Gegners Jodocus von Mähren, (d. 8. Jan. 1411) setzten ihn nunmehr in Stand, die Wünsche seines Herzens zu befriedigen. Sein Plan war, auf einem allgemeinen Concilio alle drei Päbste, ohne sich um ihre freiwillige Resignation lange zu bemühen, abzusetzen, und der Erfolg zeigte, daß er gut angelegt war. Da er aber bei seiner Wahl zum deutschen Kaiser der Parthei Johannis des 23. hatte versprechen müssen, nur ihn als rechtmäßigen Pabst anzuerkennen, und sich von keinem andern krönen zu lassen, so that er zuförderst, diesem Versprechen gemäß, einen Zug nach Italien. Obgleich ihm aber seine Absicht, sich zu Rom krönen zu lassen, fehlschlug, indem der feindliche Ladislav von Neapel in Besitz von Rom war, so gelang ihm doch sein Entwurf zur Hebung des päbstlichen Schisma's, in einer Unterredung mit dem Pabste Johann zu Lodi, desto besser. Johann schien wenigstens sehr geneigt zu seyn, die Spaltung zu heben; auch hatte er nichts dawider, daß deshalb ein allgemeines Concilium ausgeschrieben würde, nur

war

war ihm der Ort, wo solches gehalten werden sollte, anstößig. Seine Meinung war: daß sich ein italiänischer, oder wenigstens Rom näher gelegner Ort, als **Kostnitz**, besser dazu schicken würde. Da Sigismund in diesem Punkte unbeweglich blieb, so ließ ers sich am Ende auch gefallen. Eine Schwierigkeit war nun zwar gehoben, aber eine weit größere blieb noch zu heben übrig. Es war voraus zu sehen, daß, wenn eine katholische Macht in Europa das zu haltende Concilium nicht beschickte, oder sich für einen der bisherigen Päbste erklären würde, alle angewendete Mühe, die Trennung zu heben, vergeblich seyn würde. Jedoch Sigismunds rastlose Bemühung war auch hierinn glücklich. Und so wurde das berühmte **Kostnitzer Concilium** auf den 5ten November 1414 ausgeschrieben, und auch **Huß** citiret, auf demselben zu erscheinen, um wegen seiner Lehren Red und Antwort zu geben.

Obgleich Huß sehr wohl einsah, daß seine Feinde auch zu Kostnitz alles versuchen würden, ihn zu stürzen, so beschloß er doch mit einer Unerschrockenheit, die dem Muthe der ersten Bekenner des Christenthums gleich war, sich daselbst einzufinden. Jetzt hatten die Katholiken

Hussen

Hussen auf dem rechten Wege. Ueberzeugt, daß Huß, so bald er Böhmen verließe, verloren wäre, glaubten sie, seine Lehre werde in Böhmen von selbst wieder einschlafen. Weit gefehlt also, daß sie sich in Böhmen nun ferner mit diesem Ketzer eingelassen hätten, wo wegen seines Anhanges nichts Vortheilhaftes für sie zu hoffen war, gaben ihm vielmehr der Erzbischof zu Prag, und der Bischof zu Nazareth, auf sein Verlangen ein Attestat: daß sie an Hussen niemals einige Ketzerei gefunden hätten. Dies machte nicht nur Hussen desto mehr Muth, sondern bewog auch die böhmischen Stände, welche damals auf einem Landtage zu Prag versammlet waren, sich Hussens anzunehmen, und bei dem Kaiser für ihn um ein sicheres Geleite nachzusuchen. Und so trat Huß seine Reise, auf König Wenzels Befehl, von **Johann Chlum** und **Wenzel von der Duben** und mehrern böhmischen Herren begleitet, nach Kostnitz an.

Hussens Sache war nun nicht mehr bloß die seinige, sondern die Sache der ganzen böhmischen Nation geworden. Der Hof, der größte Theil des Adels und der übrigen Stände waren Hussens Anhänger. Wenn man sich an Hussen vergriff, so vergriff man sich an der ganzen Nation

tion, und sich dieselbe zum Feinde zu machen, glaubten seine Begleiter, würde doch der Pabst nicht leicht wagen, da sie sonst ihm sehr ergeben gewesen war. Ueberdies kannten sie Hussens Beredtsamkeit, und glaubten, wenn man ihn sich nur ungehindert vertheidigen ließe, so würde die ganze Welt von der Wahrheit seiner Behauptungen eben so gut überzeugt werden, wie sie es geworden wären. Und da sie nun vollends bei ihrem Aufenthalte in Nürnberg das kaiserliche freie Geleite erhielten, so verschwanden alle Besorgnisse, und ihre Reise nach Kostnitz schien ihnen der Weg zum Siege der Wahrheit über die Verläumdung zu seyn. Ueberall, wo sie hinkamen, machten sie bekannt: daß **Johann Huß** durchzöge, welcher, um Red und Antwort von seinen Lehren zu geben, nach Kostnitz zum Concilio reise, und überall strömten ganze Schaaren Menschen herbei; einige, um den verrufnen Ketzer, andere, um den großen Mann zu sehen, der es gewagt hatte, sich dem päbstlichen Ansehen öffentlich zu widersetzen.

Bei ihrer Ankunft zu Kostnitz fanden die Böhmen Pabst Johann den XXIII., so wie das Kardinalkollegium schon gegenwärtig. Den Tag nach ihrer Ankunft gingen Johann von Chlum und einige

nige andere böhmische Herren zum Pabste, meldeten ihm, daß Johann Huß mit ihnen angekommen sey, und baten um Schutz und Sicherheit für denselben. Seine Heiligkeit waren äußerst gnädig, und versicherten: Johann Huß sollte hier sicher seyn, und wenn er, wie man sich sehr energisch, um der gethanen Versicherung einen Anstrich von Wahrheit zu geben, ausdrückte, Sr Heiligkeit leiblichen Bruder ermordet hätte.

Am 6ten November 1414 eröffnete der Pabst Johann XXIII. das Concilium mit einer geistlichen Rede über die Worte: Habet die Wahrheit und Gerechtigkeit lieb, und schaffet Friede in euren Thoren. — Die feinste Persiflage des Conciliums auf sich selbst — und das erste Geschäfte desselben war — Hussens Verketzerung.

Man hatte sich lange im Kardinalskollegio gestritten, was man mit Hussen anfangen sollte? bis man endlich darin übereingekommen war, daß man sich je eher je lieber seiner Person bemächtigen müsse. Aber, das Wie? war die größte Schwierigkeit. Sich seiner mit Gewalt zu bemächtigen, schien erstlich wegen des großen Aufsehens, das dadurch verursacht werden würde, und zweitens wegen der böhmischen Salvegarde gefährlich, weil diese, wie man nicht ohne Grund

ver-

vermuthete, sich Hussens Gefangennehmung widersetzen würde. Gleichwol mußte man damit eilen, weil es leicht möglich war, daß sich die Böhmen bei der Ankunft des Kaisers an ihn wenden, und auf das sichere Geleite berufen mögten. List und Verstellung blieb also das einzige Mittel, zum Zwecke zu gelangen. Um Hussen auf die Gedanken zu bringen, daß man ihn auf das glimpflichste behandeln würde, schickte man am 25sten November den Bischof von Augsburg, den von Trident, den Burgermeister zu Kostnitz und einen Edelmann in Hussens Wohnung, um ihn einzuladen, sich vor dem Pabste und den Kardinälen wegen der ihm Schuld gegebnen Ketzerei zu vertheidigen, mittlerweile aber versteckte man die päbstlichen Trabanten in dem Hause, wo sich die Kardinäle versammelt hatten. So ehrenvoll diese Ambassade für einen verbannten Ketzer war, so schien es Hussen doch bedenklich. „Er wäre nicht gekommen, versetzte er, um sich in der Stille von dem Pabste und den Kardinälen verhören und richten zu lassen, sondern, sich bei völliger Versammlung des Concilii zu vertheidigen.“ — Wäre Huß bei diesem guten Gedanken geblieben, so wären die Sachen in der Folge vielleicht ganz anders gegangen. Aber das Vertrauen auf seine

gerechte

gerechte Sache war bei ihm zu groß. „Da man ihn jedoch“ fuhr er fort, „auf Befehl der Kardinäle fordern ließe, so sey er bereit, zu erscheinen.“ Die Herren Bischöfe baten ihn hierauf ganz freundlich, er mögte die Kardinäle nicht zu lange warten lassen, und sich lieber gleich mit ihnen dahin verfügen. Huß und der ehrliche Chlum, beide in den schlauen Künsten der römischen Curie zu wenig erfahren, ließen sich also bereden, der freundlichen Einladung Gehör zu geben.

Voller Erwartung, welche Fragen man ihnen vorlegen würde, traten Huß und Chlum vor die Versammlung der ehrwürdigen Väter. Allein das ganze Verhör bestand bloß darin, daß man Hussen sagte: man hätte wider ihn vielfältige Klagen wegen seiner ausgestreueten Ketzerei angebracht, die, wenn sie gegründet wären, man schlechterdings nicht so ungestraft könnte hingehen lassen. Worauf Huß erwiederte: Er sey sich keiner Ketzerei bewußt, und bereit, wenn man ihn überführen würde, daß er dergleichen gelehrt hätte, sie auf der Stelle abzuschwören. Mit dieser Antwort, dem Scheine nach zufrieden, entfernten sich die Herren, und in demselben Augenblicke traten die päbstlichen Trabanten ein, und nahmen Chlum und Hussen in Verwahrung. Bei-

de sahen sich erstaunt an, und machten Betrachtungen über die mit ihnen gespielte Farce, während Hussens Feinde triumphirten und riefen: „Haben wir dich einmal? Wahrlich du sollt nicht von dannen heraus kommen, bis du den letzten Heller bezahlest.“

Abends wurde der Herr von Chlum entlassen, Huß aber in die Wohnung des Kantors zu Kostnitz gebracht, und hier stark bewacht. Voll edlen Unwillens über dies bübische Verfahren, eilte Chlum zum Papste, und drang auf Heilighaltung des kaiserlichen freien Geleites und des päbstlichen Versprechens. Ein Achselzucken und die Entschuldigung: daß Huß nicht auf seinen, sondern der Kardinäle Befehl, in deren Gewalt er sich jetzt selbst befände, in Verhaft genommen worden sey, war alles, was er erlangte. Jetzt blieb den Böhmen nichts übrig, als mit Ungeduld auf die Ankunft des Kaisers zu warten. Diese erfolgte endlich den 24sten December und Hussens Begleiter brachten ihre Klagen ungesäumt bei ihm an. Aber was war von einem Fürsten zu erwarten, der am ersten Weihnachtsfeiertage, zur Schande des Diadems, einen Chorrock anzog, wie ein gemeiner Pfaffe das Evangelium in der Kirche absang, und so der Welt zeigte, daß ihn

ihn die Natur eigentlich zur Kutte, aber nicht für den kaiserlichen Purpur, geschaffen habe! Hussens Schicksal wurde dadurch eher verschlimmert, als verbessert, denn nun ward er, aus Furcht, die Böhmen mögten ihn mit Gewalt befreien, in einem Kloster in ein scheußliches Gefängniß geworfen, wodurch seine Gesundheit so sehr zerrüttet wurde, daß man an seinem Leben verzweifelte und ihn, aus Besorgniß, er mögte, nicht gequält genug, dasselbe beschließen, in ein leidlicheres Behältniß bringen ließ.

Dies um Rache schreiende Verfahren vermehrte den Unwillen der Böhmen immer mehr, die sich dadurch verachtet zu sehen glaubten, daß man auf ihre Bitten sowol beim Kaiser, als beim Concilium gar nicht achtete. Statt, daß sie bisher in dem demüthigsten Tone, in welchem der Unterthan mit seinem Fürsten sprechen soll, Vorstellungen gemacht hatten, veränderten sie nunmehr die Sprache, und nannten das Verfahren mit Hussen ungerecht, treulos und wider alle göttliche und menschliche Rechte. „Ganz Europa sagten sie, mache hämische Bemerkungen über das von den Pfaffen verhöhnte Ansehn des Kaisers und kein geringer Theil der Schande, die durch das Benehmen des Concilii der kaiserlichen Würde

de angethan würde, fiele auf die böhmische Nation zurück, deren künftiger Erbherr Sigismund wäre." Mit Einem Worte: sie gaben dem Kaiser nicht undeutlich zu verstehen, daß sie ihn selbst verachten könnten. Allein Pfaffensinn hatte bei Sigismunden alles Ehrgefühl erstickt. Ihm wars bloß um das Heil der Kirche zu thun, und um sich die ewige Krone zu erwerben, wollte er lieber Gefahr laufen, die böhmische zu verscherzen.

Nachdem Huß durch ein sechsmonatliches Gefängniß fast bis zur Verzweiflung gebracht worden war, wurde endlich der Tag des Gerichts über ihn festgesetzt. Am 5ten Jun. 1415 versammelten sich die ehrwürdigen Väter des Concilii im Hörsaale der Baarfüßermönche, um Hussen sein Urtheil zu sprechen. Da es einmal beschlossen war, daß er, als ein Opfer der Wahrheit, sterben sollte, so kam sehr wenig darauf an, ob er, schuldig oder unschuldig, verhört oder unverhört, den Scheiterhaufen bestiege. Man setzte sich also über diese ängstlichen Formalitäten weg, ließ ganz kurz die ketzerischen Artikel aus seinen Schriften und die vorgeblich geschehenen Aussagen der Zeugen vorlesen, und wollte ihn sodann dem Feuer überliefern. Allein ein Böhme, Peter Mlodonowitz, der sich mit in den Hörsaal geschlichen

hatte, eilte, den Begleitern Hussens davon Nachricht zu geben, und diese brachten es doch bei Sigismunden diesmal so weit, daß er durch den Herzog Ludwig von Bayern und den Burggrafen Friederich von Nürnberg, den Vätern des Concilii sagen ließ: sie mögten mit diesem Verfahren so lange anstehen, bis Huß persönlich gehöret worden wäre, und ihm die ketzerischen Artikel aus seinen Schriften übersenden, damit er solche von einigen Gelehrten könne prüfen lassen. Um dem so oft gemißbrauchten Kaiser doch auch einmal ein Kompliment zu machen, ward beschlossen, den ersten Punkt seines Verlangens zu befolgen, allein bei dem zweiten wagte man zu viel, deswegen ward derselbe verbeten. Jetzt wurde Huß vorgeführet, man legte ihm seine Schriften zur Anerkennung vor, und nun wurden die von seinen Feinden aus seinen, in böhmischer Sprache geschriebnen, Büchern, die nur der zehnte Theil von den versammelten Kardinälen, Bischöfen und Prälaten verstand, ausgehobenen und ins Lateinische übersetzten ketzerischen Artikel vorgelesen. Aber vergeblich bestrebte sich Huß, auf die Anklagepunkte zu antworten. Das Geschrei der geistlichen Herren durcheinander ließ ihn nicht zum Worte kommen. Huß

that nun, was in dieser Lage jeder kluge Mann gethan haben würde — er schwieg. Aber dies galt bei ihnen wieder für Ueberführung, und so wußte der arme unglückliche Mann nicht, wodurch er sich retten sollte. Unterdessen waren doch einige unter ihnen so billig, und riethen: Hussens Vernehmung, da vor der Hand die Gemüther zu sehr erhitzt wären, auf einen andern Tag zu verschieben.

Am 7ten Jan. versammelte sich das Concilium zum zweitenmale. Was Hochachtung gegen sich selbst das vorigemal nicht vermogt hatte, das sollte jetzt auf Bitten der böhmischen Abgeordneten, die Gegenwart des Kaisers bewirken — ruhiges, kaltblütiges Anhören der hussischen Vertheidigung. Da aber Ankläger, Zeugen und Richter in einer mystischen Person vereiniget waren, so konnte es nicht fehlen, daß der Richter zuweilen Ankläger wurde, und bloß die Parthei sprach. Die Punkte, welche Hussen in dieser Sitzung als ketzerisch vorgehalten, oder sonst zur Last geleget wurden, waren: daß er 1) gelehret hätte, daß das Brodt im heiligen Abendmahle nach der Einsetzung ein natürliches bleibe. 2) daß er die ketzerischen Artikel des Wiclefs in Böhmen öffentlich verbreitet habe, 3) daß er,

um

um sich beim gemeinen Manne einen Anhang zu verschaffen, demselben weiß gemacht habe, daß, als einige Geistliche in England in einer Kirche wider Wiclef gepredigt hätten, der Donner in die Kirche geschlagen, und seine Feinde verjaget habe. 4) Hätte er dem gemeinen Manne gerathen, nach dem Beispiele Mosis, alle, die seiner Religion zuwider wären, mit der Schärfe des Schwerdts auszurotten, und endlich 5) habe er durch seine Lehre viel Aergerniß gegeben, und den geistlichen und weltlichen Stand unter sich veruneiniget, woraus eine Verfolgung der Geistlichen entstanden, und die hohe Schule zu Prag zu Grunde gerichtet worden wäre. Bei jedem Punkte wurden die Namen der Personen, die dieses bezeugt haben sollten, mit abgelesen, von deren Existenz die heiligen Väter eben so wenig wußten, als Huß. Auch that der Kardinal von Cammerach einige philosophische Fragen über den ersten Punkt an Huß, die ihm, seinem Vorgeben nach, von einem großen Gottesgelehrten zugeschickt worden waren, die aber für unser Zeitalter so unverständlich sind, als sie's damals vielleicht für den guten Kardinal selbst waren.

Huß leugnete den ersten Punkt ganz ab. Den zweiten räumte er ein, doch mit der Einschränkung, daß er nicht alle Artikel, die Wiclef gelehret, als wahr angenommen habe. Den dritten verlachte er als ein Mährchen, den vierten leugnete er ebenfalls, und sagte: daß sich das Volk mit dem Helme des Glaubens und mit dem Schwerdte der Gerechtigkeit rüsten sollte, dies habe er wohl gelehret, aber von einem körperlichen Schwerdte sei gar nicht die Rede gewesen. Was endlich den fünften anlange, so wäre nicht er, sondern die Kardinäle selbst, an der Uneinigkeit zwischen den Geistlichen und Weltlichen in Böhmen Schuld, welche vom Könige Wenzel begehrt hätten, daß er dem Pabste Gregor XII. nicht gehorchen solle, und ob er schon nicht leugnen könne, daß er die Ehre der böhmischen Nation vor Augen gehabt, und es bei dem Könige betrieben habe, daß den Böhmen auf der Universität Prag drei, den Deutschen aber nur Eine Stimme, Kraft der Fundation, zugesprochen worden wäre, so wäre doch seine Lehre daran sehr unschuldig, daß die Deutschen die Universität verlassen hätten.

Die einbrechende Nacht hinderte die Fortsetzung des Verhörs. Zum Beschlusse folgte

eine Ermahnung des Kaisers an Huß, sich in Allem dem Ausspruche des Concilii zu fügen, oder zu erwarten, daß man mit ihm nach der Strenge verfahren werde. „Man habe, wie er selbst sähe, ob man gleich einem Ketzer weder Treu noch Glauben schuldig sey, Alles gethan, was er verlangen könnte. Man habe ihm nicht nur ein freies sicheres Geleite ertheilet, sondern ihm auch sich zu vertheidigen vergönnt, welches große Ausnahmen von dem gewöhnlichen Gange des heiligen Inquisitionsprozesses wären. Allein Ketzereien zu dulden, wären Seine Kaiserliche Majestät nicht gesonnen, sondern bereit, eher den Scheiterhaufen mit eignen hohen Händen anzuzünden, um dergleichen Ketzer zu vertilgen." Huß erwiederte: wenn man ihn überführen würde, so würden Seine Majestät sehen, daß er nichts weniger, als ein verstockter Ketzer sey.

Den folgenden Tag wurden Hussen 39 Artikel vorgelesen, welche in seinen Büchern befindlich seyn sollten. Huß erkannte einige davon an, fügte aber auch zugleich den Beweis aus der Bibel oder den Kirchenvätern hinzu, die andern verwarf er. Worauf das kaiserliche Urtheil dahinauslief: „daß Huß zwischen dem Scheiterhaufen und dem Widerrufe zu wählen habe."

Ein fürchterlicher Kampf begann jetzt in Hussens Seele. Der Gedanke an einen quaalvollen Tod machte ihn schaudern, und in seinem Glauben wanken, aber weit schrecklicher malte ihm seine Einbildungskraft den Zustand, als ein Verräther seiner eignen Ueberzeugung zu leben. Tausenden hatte er seine Lehren als Wahrheit vorgetragen, und Tausende hatten sie als solche angenommen. Zu diesen sollte er nunmehr sagen: ich habe euch belogen? es sagen, ohne davon überzeugt zu seyn? Er, der seine Zuhörer so oft ermahnt hatte, eher zu sterben, als die Wahrheit zu verleugnen, der seinen Freunden so oft versprochen hatte, eher sein Leben, als seine Lehre zu lassen, sollte sich jetzt selbst Lügen strafen! Nimmermehr! lieber wollte er den martervollsten Tod einem Leben voller Vorwürfe vorziehen. Vergeblich waren alle Bemühungen des Concilii, ihn zu bewegen, seine Lehrsätze abzuschwören. Vergeblich riethen ihm selbst seine Freunde: wenn er seiner Sache nicht ganz gewiß sey, lieber nachzugeben. — „Man müsse ihn zuförderst überzeugen, erklärte er, daß er irre, alsdann sey er bereit, seine Irrthümer abzuschwören.“

So viel Hartnäckigkeit, wie man es nannte, hatte man bei diesem Ketzer nicht vermuthet.

Aber nunmehr glaubte man auch, von Seiten des Concilii alles gethan zu haben, ihn zu retten, und beschloß nun, seinen Körper den Flammen, so wie seine Seele dem Teufel, zu übergeben.

Am 6ten Jul. 1415, wurde Huß in die Domkirche zu Kostnitz gebracht. Da er als ein Unreiner das heilige Opfer der Messe entheiligt haben würde, so mußte er im Vorhofe bis nach Endigung derselben warten. Hierauf führte man ihn in das Innere, und ließ ihn vor einem Tischchen, worauf ein Meßgewand ausgebreitet war, niederknien. Alle Glieder des Concilii waren versammelt, und an ihrer Spitze das Oberhaupt des deutschen Reichs zur Feier des Tages mit den kaiserlichen Insignien geschmückt. Nachdem man sich nun zuförderst zur bevorstehenden Glaubens-Handlung durch eine Predigt sattsam gestärkt fühlte, so wurden Hussen seine Ketzereien nochmals vorgelesen. Was jedem Verbrecher, wenn er vor dem hochnothpeinlichen Halsgerichte stehet, erlaubt ist, auf die Punkte der Anklage wenigstens mit Ja oder Nein zu antworten, ward Hussen verboten. Vergeblich bat er um Gotteswillen, sich wenigstens gegen das umherstehende Volk vertheidigen zu dürfen. Auch diesen Trost raubten ihm seine Henker. Aber die unterdrückte

Menschheit arbeitete sich unter ihren Unterdrückern empor. Umsonst strengten die ihn umgebenden Schergen alle ihre Kräfte an, ihn am Sprechen zu hindern, starr sah er den Kaiser an, und erinnerte ihn an das nicht gehaltne freie Geleite. Sigismund fühlte einen Augenblick seine Schande. Die Verrätherinn eines bösen Gewissens, eine flüchtige Schaamröthe, färbte zum erstenmal seine Wangen; aber das Geschrei der leidenden Unschuld drang nicht bis zu seinem Herzen. Kalt, gleich einem Großinquisitor, ließ er das über Hussen gefällte Urtheil, daß er als ein Ketzer nebst seinen Schriften verbrannt werden solle, ablesen.

Hierauf wurde ihm das Meßgewand angezogen, und er nochmals befragt: ob er seine Irrthümer abschwören wolle? Als nun Huß hierauf antwortete: daß er dieses, ohne ein Lügner vor Gott zu werden, nicht thun könne, so zog man ihm das Meßgewand wieder aus, entriß ihm den Kelch, den man ihm vorher in die Hand gegeben hatte, schnitt ein Kreutz in die Tonsur, und stieß ihn mit den Worten von sich: „Das heilige „Concilium zu Kostnitz wirft Johann Hussen aus „dem heiligen und herrlichen Stande der Prie„ster, zum Beweise, daß er sich von der christli-

chen

„chen Kirche abgesondert hat, und fortan nicht „mehr unter ihrer Gewalt, sondern unter der „weltlichen stehet. Wir befehlen seine Seele dem „Teufel!" Der Kaiser befahl sodann dem Herzoge von Bayern, Hussen dem Henker zu übergeben.

Selbst Hussens Feinde bewunderten seine Standhaftigkeit, mit welcher er dem Tode entgegen ging. Als man ihn auf dem Wege nach dem Richtplatze da vorbei führte, wo eben seine Schriften verbrannt wurden, lächelte er. Auf dem Richtplatze wurde er nochmals vom Herzoge von Bayern gefragt, ob er seine Ketzereien abschwören wolle? Seine Ueberzeugung, antwortete er, sage ihm, daß er keine Ketzereien gelehret habe. Der Herzog winkte hierauf dem Henker, den Scheiterhaufen anzuzünden, und unter Gebet und Gesange gab Huß seinen Geist auf. Aber die Wahrheit seiner Lehre blieb und sprach, jetzt und Jahrhunderte nach seinem schmählichen Tode, durch tausend Zungen.

Necker.

(Aus dem Werke des Herrn de Maillant: Du Gouvernement, des Moeurs et de Conditions en France.)

Necker, der Sohn eines Vorstehers des Kollegiums zu Genf kam nach Paris, um daselbst sein Glück zu machen. Er trat bei einem Banquier in Dienst, und ward aus dessen Komtoirbedienten sein Handlungsgenosse. Sein Vermögen überstieg in einem Zeitraume von zwölf bis funfzehn Jahren das Vermögen der angesehensten Banquiers, und die unglaubliche Schnelligkeit, mit welcher er dazu gelangte, wäre allein hinreichend, die Quelle desselben verdächtig zu machen. Der gerechte daher entstehende Verdacht wird durch Thatsachen unterstützt. Betrügliche Kontrakte mit der ostindischen Kompagnie und Spekulationen auf die englischen Fonds zur Zeit des Friedens im Jahre 1763, wovon er zum

voraus unterrichtet war, sind die Grundlagen zu dem erstaunlichen Vermögen, welches nach den mäßigsten Berechnungen auf sechs Millionen (Livres) geschätzt ward. Sein Betragen gegen die ostindische Kompagnie ist zu bekannt, als daß ich hier etwas davon anzuführen brauchte; aber ein auf die Sache seiner Speculationen in England sich beziehender Umstand verdient erzählt zu werden. Ein erster Kommis der auswärtigen Angelegenheiten, ein Liebling des Herzogs von Praslin, wußte, vermöge seiner Stelle und des Vertrauens des Ministers, um den nahen glücklichen Erfolg der Friedensunterhandlungen. Zuverlässig davon unterrichtet, daß man im Begriffe war, die Präliminarartikel zu unterschreiben, wollte er diese Kenntniß nützen, und verabredete seinen Plan mit dem Favier, einem über die Lage der europäischen Angelegenheiten sehr wohlunterrichteten Manne. Sie kamen mit einander überein, die zuverlässige Nachricht, welche sie vom Frieden hatten, einem reichen Kapitalisten mitzutheilen, welcher im Stande wäre, die Gelder herzugeben, um so bald als möglich Effekten in England aufzukaufen, Diese Effekten verloren ansehnlich, und es war augenscheinlich, daß sie bei der ersten Nachricht vom Frieden unfehlbar steigen würden. Der Vortheil von diesem Geschäfte

schäfte sollte zwischen demjenigen, welcher die Gelder herschoß und denenjenigen getheilt werden, welche diese wichtige Nachricht, die zu der Unternehmung bewog und den guten Erfolg derselben sicherte, gegeben hatten.

Man wendete sich an den Herrn **Necker**, welcher das Vortheilhafte dieses Projekt vollkommen einsah, und den Einkauf übernahm. Man gab ihm Nachricht von einem geringen Hindernisse, welches dem Frieden noch im Wege stand, aber bei der Ankunft des folgenden Kouriers eilten die Associirten, ihm von der Hebung dieses Hindernisses und von der Gewißheit des Friedens Nachricht zu geben. **Necker** hatte an dem Tage nach ihrer ersten Unterredung eine Stafette mit Instruktionen an seine Korrespondenten in London geschickt, worin er ihnen auftrug, keinen Augenblick zu verlieren, um einen ansehnlichen Ankauf englischer Fonds für ihn zu machen. Er hatte auch mit dem Favier und dem ersten Kommis die Verabredung getroffen, den Vortheil mit ihnen zu theilen; sie säumten aber, ihre Bedingungen schriftlich in verfassen, und **Necker**, welcher Zeit gehabt, die Sache besser zu überlegen, und die Absicht gefaßt hatte, sich den ganzen Vortheil von der Spekulation zuzueignen, kündigte nun seinen

Asso-

Associirten an, daß er die Sache von neuem überlegt hätte, und daß der Friede, so stark auch immer die Bewegungsgründe seyn mögten, daran zu glauben, dennoch verzögert werden, und diese Verzögerung ihn der Gefahr eines großen Verlustes aussetzen könnte. Er setzte hinzu, er habe einen zweiten Kourier abgeschickt, um die gegebene Ordres zu widerrufen, und die bereits gekauften Aktien zu jedem Preise wieder zu verkaufen. Er machte sich noch dazu bei seinen Associirten, die er hinterging, ein Verdienst daraus, daß er sie nicht ihren Theil an dem Verluste tragen ließ. Unwillig über seine Unverschämtheit, aber zum Schweigen gezwungen, wagten sie es nicht, Lärm zu machen, und begnügten sich damit, zu London heimlich Nachforschungen anstellen zu lassen. Das Resultat davon war, daß die Effekten erst nach der gewissen und öffentlichen Nachricht vom Frieden wieder verkauft worden wären, und daß der Verkauf vierzig Procent Vortheil gebracht hätte. **Necker** verschaffte sich auf diese Weise einen überaus großen Gewinn. Durch Verrath an seinen Associirten gelangte **Necker** in wenig Jahren zu einem großen Vermögen, und nun fing seine Eitelkeit an, seiner Habsucht das Gleichgewicht zu halten. Er war darauf bedacht, sich zu einer

Stelle

Stelle bei der Administration empor zu schwingen, richtete aber für jetzt seine Absichten nur auf die Stelle eines ersten Kommis der Finanzen. Begierig, den Stand der Banquiers zu verlassen, beschäftigte er sich damit, sich einen militärischen Ruhm zu erwerben, und die Umstände boten ihm Stoff zur Abhandlung an, der zugleich so wol seinem Ehrgeize als dem sehnlichen Verlangen günstig war, unter die Gelehrten gerechnet zu werden. In der Lobrede auf **Colbert** kramte er eine Menge oberflächlicher Kenntnisse über den öffentlichen Kredit und über die Handlung aus, welche die Akademiker hintergingen, die bereits wegen seiner zuvorkommenden Manieren, und durch das Ansehen, welches der Reichthum gibt, für ihn eingenommen waren.

Neckers Abhandlung, in welcher eine unrichtige und oft dunkle Schreibart herrscht, die mit uneigentlichen und emphatischen Ausdrücken angefüllt ist, ward gekrönt, und nun fing der Verfasser an, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die listigen Verwendungen seiner Frau bei den Großen, ihre Bemühungen bei Gelehrten trugen auch sehr viel dazu bei, die Meinung von dem Verdienste ihres Mannes zu verbreiten. Die Frage von der Freiheit des Getreidehandels

be-

beschäftigte in Frankreich die besten Köpfe seit mehrern Jahren, besonders aber zog sie die Aufmerksamkeit auf sich unter dem Ministerium des Türgot, welcher ein Freund einer uneingeschränkten Freiheit war.

Eine außerordentliche Begebenheit, wovon man die Veranlassung nicht hat entdecken können, vermehrte auch noch das Interesse dieser Frage. Eine große Anzahl zusammengelaufener Bauern hatte sich in den Gegenden der Hauptstadt und bis nach Versailles, unter dem Vorwande der Theurung des Brodts und des Mangels an Getreide, verbreitet. Sie plünderten die Magazine, und diese Leute, die über Mangel an Getreide klagten, warfen das Mehl ins Wasser. Sie schienen vielmehr spatzieren zu gehen, als sich zu empören, sie begaben sich ruhig von einem Orte zum andern, und zeigten ihren Marsch zum voraus an. Diese Bewegungen gaben ein Principium der Gährung zu erkennen, welche zu dämpfen für die Regierung von Wichtigkeit war; und bei diesen Umständen glaubte Herr Necker ein Werk über die Gesetzgebung in Beziehung auf das Getreide erscheinen lassen zu müssen, welches geschickter war, die Gemüther vielmehr zu entflammen, als aufzuklären.

Die Gegenstände der politischen Oekonomie waren bisher nur von wohlunterrichteten Männern abgehandelt worden, welche mehr den Grund der Sachen, als die Art, sie vorzutragen, erwogen hatten. **Necker**, welcher in diesen Wissenschaften eben nicht bewandert war, glaubte, daß er, wenn er Blumen der Beredtsamkeit über eine so wichtige Frage verbreitete, von Gelehrten, von Weltmännern und vom weiblichen Geschlechte würde gelesen werden, und daß sie denjenigen, welcher das Mittel ausfündig gemacht haben würde, ihnen gewissermaßen die Anfangsgründe der Regierungskenntniß beizubringen, für den Aufgeklärtesten halten würden. Sein in einer prächtigen und rednerischen Schreibart abgefaßtes Werk ist voll allgemeiner Grundsätze und unbestimmter Begriffe, und man merkt gar leicht, daß der Verfasser eine sinnreiche und tiefgehende Schrift, **Gespräche über die Freiheit des Getreidehandels**, betitelt, sehr durchgedacht hat. Herrn Neckers ganze Wissenschaft besteht in den Ideen des Abbé Galliani, die in seinem ganzen Werke verbreitet sind. Da er sich nicht genugsam unterrichtet fand, um ein bestimmtes System anzunehmen und zu entwickeln, und da er vornemlich Aufsehen im Publikum zu machen suchte,

te, und solche Leute, die in der Gesellschaft sich vorzüglich auszeichnen, sein Werk zu lesen, zu reitzen suchte: so bemühete er sich, einige glänzende Vergleichungen in seinem Werke zu verbreiten, und einen empfindsamen Ton in demselben herrschen zu lassen, der ihn als einen Freund der Menschheit hell und klar glänzen ließe.

Er ließ die Frage unentschieden, nachdem er die Gründe für und wider dieselbe abgewogen hatte, und vermied durch dies listige Betragen die Angriffe der Partheien, welchen er ausgesetzt gewesen wäre, wenn er geradezu eine bestimmte Meinung angenommen hätte. Man wird, wenn man diese Schrift lieset, unwillig, einen Mann zu sehen, welcher nur seinen Witz zu zeigen, und die Ungewißheit in Ansehung eines höchstwichtigen Gegenstandes für eine den Ackerbau treibende Nation zu vermehren sucht, und sein Spiel mit der Frage treibt, um mit seinen Kräften zu pralen, da doch die Liebe zur Wahrheit und zum menschlichen Geschlechte jedem redlichen Manne die unabläßliche Pflicht vorschreibt, zu den **Grundsätzen** zurückzugehen, und einen finstern Weg mit dem ganzen Lichte seines Verstandes aufzuklären.

Ne=

Neckers Schrift hatte die Wirkung, die er davon erwartet hatte; sie fand vielen Eingang, besonders bei denen, die dem Türgot zuwider waren, dessen Strenge man fürchtete.

Necker erklärte sich gegen die unbedingten Grundsätze und griff auf diese Weise Türgots und der Oekonomisten Meinung indirekte an. Sein Werk ward von den Gelehrten gerühmt, und man fing an, ihn als einen Gesetzgeber im Finanzwesen anzukündigen; Türgot ward mit Unwillen gegen ein Werk erfüllt, dessen Gefährlichkeit in den kritischen Umständen, worin sich die Hauptstadt und einige Provinzen befanden, er einsah. Er ward unwillig über die Unredlichkeit des Herrn Necker, welcher vorher seine Gewogenheit zu gewinnen gesucht hatte, indem er sich stellte, als wenn er gleicher Meinung mit ihm wäre; mit Einem Worte, sein leidenschaftlicher Eifer für das Beste des Publikums machte, daß er einen Mann mit einer Art von Abscheu betrachtete, welcher, einem Gaukler ähnlich, dessen Behendigkeit einen kleinen Ball bald erscheinen, bald verschwinden läßt, mit der Menschlichkeit sein Spiel zu treiben schien, indem er eine höchst wichtige Frage bald unter dieser, bald unter einer andern Gestalt darstellte.

Ein Minister that den Vorschlag, Neckern in die Bastille setzen zu lassen; allein obgleich Türgot heftig aufgebracht war: so mußte doch seine Empfindlichkeit seinen unerschütterlichen Grundsätzen der Duldung weichen. Dieser tugendhafte Minister fiel in Ungnade, und ihm folgte ein Mann, welcher in dieser wichtigen Stelle nur ein Mittel sah, seinen Geschmack am Vergnügen zu befriedigen, und von welchem man mit dem Tacitus sagen konnte: Scorta et faeminas volvit animo, et haec principatus praemia putat. Necker, welcher einiges Ansehen zu bekommen anfing, war darauf bedacht, die Zerstreuung, worin der Finanzminister lebte, zu nutzen, um sich nothwendig zu machen. Seine Verbindungen mit einem Ränkemacher, welcher sich einen unmittelbaren Briefwechsel mit dem Könige zu verschaffen gewußt hatte, setzten ihn in den Stand, die Aufmerksamkeit des Königs und des ersten Ministers auf sich zu ziehen. Er übergab dem Grafen von Maurepas Aufsätze über die Finanz-Angelegenheiten, worin er die Hülfsquellen übertrieb, und sie in dem glänzendsten Bilde zeigte. Der erste Minister, welcher Neuerungen liebte, fand Geschmack an diesen Mitteln, ohne lange darüber nachzudenken. Er machte diesem

zufolge den Vorschlag, Neckern die Direktion des Königlichen Schatzes, und das sich auf den öffentlichen Kredit und auf die Anleihen beziehende Detail anzuvertrauen.

Neckers so schnell erworbenes Vermögen, seine vorausgesetzte Fähigkeit nach dem persönlichen Fortgange, den er als Banquier gehabt hatte, bewogen den Graf von Maurepas zu glauben, daß er das Geld der französischen und auswärtigen Kapitalisten in den Königlichen Schatz würde zu ziehen wissen. Des Clügny Saumseligkeit in den Angelegenheiten war gleichfalls ein bestimmender Bewegungsgrund, ihm einen Mann beizugesellen, welcher in demjenigen Theile des Finanzwesens erfahren wäre, der am interessantesten für eine Regierung ist, welche, da sie es nicht wagte, die Tiefe des Uebels zu ergründen, nur zu Palliativ-Mitteln ihre Zuflucht nahm. Clügny starb in diesen Umständen, und Necker ward seinem Nachfolger beigesellet, welcher gar bald ein Opfer des unruhigen Ehrgeizes desselben ward. Nachdem nun **Necker** ins Ministerium gelangt war, beschäftigte er sich nur mit den Mitteln, das Publikum zu blenden, und den Enthusiasmus rege zu machen. Ohne Endzweck, ohne Wissenschaft, ohne System war er nur darauf

be-

bedacht, Operationen zu veranstalten, welche Aufsehen machten. Unempfindlich gegen die Liebe, gegen die Freundschaft, gegen die geselligen Vergnügungen und verzehrt von einem nicht zu stillenden Durste nach Beifall, waren strenge Mittel ihm schon geläufiger geworden. Eine niedrige Eifersucht gegen alle diejenigen, denen ihr Vermögen einigen Glanz ertheilte, erhöhete noch die Härte seiner ökonomischen Projekte; aber sein Interesse bewog ihn, gegen Personen nachgebend zu seyn, deren Kredit bei Hofe, oder deren Ansehen in der großen Welt er fürchten konnte. Er scheint sich selbst in einer Stelle seiner Lobrede auf Colbert geschildert zu haben; **Er wird, sagt er, Theaterhelden ähnlich seyn, die durch Händeklatschen ermuntert oder muthlos gemacht werden.**

Durch dies einzige und gebieterische Bedürfniß des glücklichen Erfolgs und der Lobeserhebungen angetrieben, machte er seine **abgelegte Rechenschaft** (Compte rendu) bekannt, und diese erste Handlung seiner ehrgeizigen Eitelkeit, welcher sich zu widersetzen der Premier-Minister nicht Muth und Kraft genug hatte, wird in der Geschichte merkwürdig seyn. Als ein Minister des Königs war er nur demselben von dem Zu-

stande der Finanzen und von seinen Operationen Rechenschaft zu geben schuldig; aber der Beifall des Monarchen war für ihn nicht hinlänglich. Er wollte dem Publikum eine auf Kosten der Wahrheit künstlich aufgeführte Berechnung vorlegen, in der Ueberzeugung, daß, wenn er sich diesem Tribunale unterwürfe, er eine reiche Erndte von Beifall haben würde. Bald hernach suchte er sich in dem Taumel des glücklichen Erfolgs des öffentlichen Beifalls zu seinem Vortheile zu bedienen, und suchte ins Conseil zu kommen. Der erste Minister warf Neckern seine Religion als ein Hinderniß vor, und that ihm lachend den Vorschlag, **in die Messe zu gehen. Necker** bestand darauf und drohete, seine Stelle aufzugeben, indem er sich überredete, daß die Furcht, ihn zu verlieren, über die Bedenklichkeit, welche der Unterschied in der Religion machte, siegen würde. Sein Stolz betrog ihn, und man ließ ihn seine Stelle niederlegen. **Von diesem Augenblicke an war in Frankreich eine gegen die Regierung aufgebrachte Parthei, die entschlossen war, alle Handlungen derselben zu tadeln.** Unterrichtete Leute wagten es nicht, sich gegen die Meinung dieser bald herrschend gewordenen Parthei zu erheben; sie ur-

theilten

theilten von Necker, wie die Nachwelt von ihm urtheilen wird. Sie sahen, daß er keine Wissenschaft besaß, daß er sich keiner andern Kunst bedient hatte, als zu jedem Preise Anleihen zu machen, um den großen Haufen durch den glänzenden Zustand des königlichen Schatzes zu hintergehen und zu verführen, welcher darüber entzückt war, ohne Vermehrung der Auflagen Krieg führen zu sehen.

Die besser Unterrichteten seufzeten über diese Windmacherei, wodurch die Lasten des Staats dereinst erschweret werden mußten. Sie sahen, mit Einem Worte, ganz deutlich, daß Necker keine wirkliche Dienste geleistet hatte, und daß die Gährung, die er erregte, den Staat den größten Gefahren aussetzen könnte. Die Gelehrten, die in Ansehen stehenden Damen, ihre Liebhaber, und der knechtische Haufe der Nachahmer brachten die kleine Anzahl aufgeklärter Leute zum Schweigen.

Der Enthusiasmus der durch ihren Rang und ihre Schönheit ausgezeichneten Damen für einen Mann, der keine einnehmende Gestalt besaß, und vermöge der scheinbaren Rauheit seiner Sitten nichts weniger als ein Freund der Galanterie

war,

war, ist in der That merkwürdig. Einige Tage nach seiner Verabschiedung sah man die Herzoginn von Lausün, die sanfteste und noch dazu die furchtsamste von allen Frauen, in einem öffentlichen Garten einen Unbekannten, den sie von Necker übel reden hörte, angreifen, und ihren Charakter so sehr verläugnen, daß sie ihm beleidigende Worte sagte. Die Frauen haben zu Neckers Erhebung nichts beigetragen, und in der Dunkelheit, worin er vor seinem Ministerium lebte, würde er sich vergebens um ihre Unterstützung bemühet haben. Größe und Glanz sind nothwendig, um dem Frauenzimmer zu gebieten, und täuschen oft sowohl ihr Herz, als ihre Sinne. Erst damahls, als er zu einer großen Stelle gelangt war, und die Blicke des Publikums auf sich zu ziehen anfing, bewog er die Damen, ihm ihre Gunst zu schenken. Insgeheim schmeichelte er denen, welche den meisten Einfluß auf die Gesellschaft hatten, und seine Schmeicheleien bekamen einen neuen Werth von der Strenge seines Charakters. Die angesehenen Frauen, die er durch seine Lobsprüche und Ehrerbietigkeit zu gewinnen wußte, erwarben ihm den Beifall aller derer, welchen daran gelegen war, ihnen zu gefallen. Ihr Ansehen nahm wirklich zu durch ih-

re enge und vertraute Verbindung mit einem wichtigen Manne, und sie waren stolz auf ihre Gewalt über einen Mann, der so groß auf seine Tugend that, — über diesen unleidenschaftlichen Spartaner. Durch die Ungnade, in welche er fiel, ward zugleich ihr Ansehen angegriffen, und ihre Eigenliebe beleidigt, die bei der Unterstützung ihrer enthusiastischen Gesinnungen interessirt war. Daher entstanden die Kabalen gegen die Regierung und die Gährung der Gemüther über Gegenstände der Administration, der Miskredit der öffentlichen Effekten, die allgemeinen Stände und der Umsturz der blühendsten Monarchie *). Necker hatte auch noch alle diejenigen für sich, die persönliche Unzufriedenheit zu Feinden der Regierung machte, und seine Parthei ward also von Tage zu Tage zahlreicher. Die Unerfahrenheit seines Nachfolgers Fleury gab gleichfalls Stoff zu einer vergleichenden Schilderung, die Neckern vortheilhaft war. Das durch seine Kabale be-

trod-

*) Frankreich verdiente wol, im eigentlichen Verstande des Worts, nichts weniger, als den Namen der **blühendsten** Monarchie, war es aber doch damals in Vergleichung des schrecklichen Zustandes, worin es durch die Revolution gestürzt ward und hätte es durch eine vernünftigere Anwendung und Benutzung seiner vielfältigen Quellen werden können.
d. H.

trogene und aufgebrachte Publikum fand ein Vergnügen daran, ihn als den größten der Administratoren zu rühmen, und seine Schriften erwarben ihm die Bewunderung des Auslandes. Seine pompöse Schreibart fiel ihnen auf, seine Reden, worin er sich des menschlichen Geschlechts annahm, rührten sie, und sie kennten die Umstände nicht nach ihrem wahren Werthe schätzen, noch die Thatsachen untersuchen. Männer, die Aemter bekleideten, oder dazu berufen waren, hatten in Frankreich nie über die Angelegenheiten geschrieben; ihr Stillschweigen ward wie eine Ohnmacht angesehen, und ohne Nebenbuhler zog also Necker Vortheil davon, daß er der einzige Administrator war, welcher Schriften über die politische Oekonomie bekannt gemacht hatte. Die aufgeklärte und unpartheiische Nachwelt wird mit Erstaunen nachforschen, wie ein aufgeklärtes Volk so sehr hat irre geführt werden können, daß es Neckern für den größten aller Administratoren ansehen konnte; sie wird erstaunen, daß seine Zeitgenossen sich nicht gefragt haben: Was für einen Kanal hat er denn gegraben? Welchen Handlungszweig hat er blühend gemacht? Was für Auflagen sind abgeschafft, oder gemäßigt worden? Was für Gebäude hat er errichtet?

Er hat sich in prächtigen Worten schriftlich ausgedrückt; aber wo sind die **Werke**? Sie wird weder in der Hauptstadt, noch in den Provinzen, noch in den Häfen irgend eine nützliche Anstalt finden, die seinem Andenken Ehre macht. Seine Werke enthalten allgemeine Begriffe, und unbestimmte Entwürfe, aber man trifft weder Unterricht noch gründliche Gedanken über die Administration in derselben an, und es ist in der That anmerkenswürdig, daß sich in drei Bänden über das Finanzwesen keine einzige Anführung von Thatsachen, oder ein Vortrag der alten Meinungen findet. Man sieht deutlich, daß dieser Minister dem Schwunge seiner Einbildungskraft gefolgt ist, und sich auf den moralischen Theil der Angelegenheiten eingeschränkt hat, wozu bloß, um ihn zu ergründen, Scharfsinnigkeit ohne einige der einem Administrator nöthigen Kenntnisse erfordert wird. In diesem einzigen Theile kann Necker, ein Mann von Kopf, und oft ein beredter Schriftsteller, Anspruch auf Lobeserhebung machen, und das verführte Publikum hat das Verdienst des Administrators mit dem Verdienste des Schriftstellers vermengt. Diejenigen aber, die eins von dem andern unterscheiden, sehen ein, daß er weder die Geschichte, noch die

Grund-

Grundsätze des Finanzwesens und der Handlung gekannt, noch die Theorie der Auflagen gründlich durchgedacht hat. Es zeigt sich ihnen gar bald, daß er nur auf Weltleute durch glänzende Ausdrücke, und das Volk durch eine gesuchte Empfindsamkeit hat Eindruck machen wollen. Er gleicht den Schriftstellern, welche Stücke für die Schauspieler verfertigen, und glücklich darin sind, weil die Rollen den Talenten derjenigen, welche das Stück vorstellen, angemessen sind; ein glänzender Erfolg, aber nur von kurzer Dauer, ist ihre Belohnung, und ihr Verdienst verschwindet mit den Schauspielern.

Necker ward wieder ins Ministerium berufen, als die erschütterte Gewalt des Königs keine Kraft mehr hatte, dem durch die Anhänger dieses Ministers beseelten Geschrei des Publikums zu widerstehen. Er hatte nun den vornehmsten Antheil an den Angelegenheiten unter dem Namen eines **Premierministers der Finanzen**; aber diese Stelle befriedigte Neckers Ehrgeiz, und jene unbändige Begierde nach populären glücklichen Fortschritten, welche ihn charakterisirt, ganz und gar nicht; von diesem Augenblicke an war er darauf bedacht, ein **Nationalminister** zu werden, und vielmehr damit beschäftigt, dem großen Haufen

sen zu schmeicheln, als das Ansehen des Monarchen zu behaupten. Ein im Jahre 1788 durch den Grafen von Mirabeau verfaßtes Schreiben beweiset, daß er Neckers Entwürfe und Absichten entdeckt hatte, und die Gefahr der Gewalt einsah, die er sich über das Volk zu erwerben gewußt hatte.

„Wir werden, sagt er, diesen Marktschreier Necker, als den König des Pöbels sehen; der Pöbel allein hat hier Muth, und wenn Necker Herr wäre: so würde der Pöbel unter seiner Anleitung alles würgen.“

Nur wenige sahen die in dem **Resultate des Konseil**, welches Necker abgefaßt hatte, enthaltene List und die Gefahren ein, welchen er die Monarchie aussetzte. Necker hatte den Entwurf gemacht, über den großen Haufen zu herrschen, und sich durch diesen empor zu schwingen; er hatte diesem zufolge, gegen das Gutachten aller Minister, es dahin gebracht, daß man den Schluß faßte, daß die Stände sich zu Versailles, vier Meilen von einer unermeßlichen Stadt, wo alle Leidenschaften in größter Gährung waren, versammeln sollten. Unter den vielen Ursachen, welche zur Vernichtung der Monarchie beigetragen haben, findet sich keine, die einen unmittelbarern

und unglücklichern Einfluß gehabt hat, als die Wahl der Stadt Versailles und das Resultat des Conseil. Necker hatte auf diese Weise das Ueberwicht des dritten Standes bestimmt, wovon er Nutzen zu ziehen hoffte. Nachdem Necker gesehen hatte, daß der König einen gefährlichen Artikel, den er dem Entwurfe der berühmten Erklärung vom 23sten Junius 1789 einverleibte, verworfen hatte: so erkühnte er sich, aus der königlichen Sitzung wegzubleiben, und auf diese Weise seine Widersetzlichkeit gegen die Gesinnungen des Königs bekannt zu machen. Es war augenscheinlich, daß er nut den Gemeinden zu gefallen suchte, und seine Sache von der Sache des Königs trennte. Es fand nun kein Bedenken mehr Statt, einen Minister zu entfernen, zu dessen Zurückberufung eine Parthei den König gezwungen hatte, einen Minister, welcher Anspruch machte, durch die Volksmacht an der Ausübung der königlichen Gewalt Theil zu nehmen. Das Volk zu Versailles ward durch Neckers Emissarien von diesem Vorhaben unterrichtet; es begab sich tumultuarisch in die Schloßhöfe gerade in dem Augenblicke, da der Minister sich zum Könige begab. Man sah Neckers Anhänger in den Gallerien ab- und zugehen; man

sah sie in Unterredung mit den Mitgliedern der Gemeine, um sie zu seinem Vortheile anzufeuern; sie bemüheten sich, den guten Bürgern die lebhaftesten Besorgnisse einzuflößen, indem sie ihnen die Unordnung schilderten, welche die Verabschiedung des Finanzministers nach sich ziehen würde. Der unglückliche Monarch war auch diesmal gezwungen, der Parthei nachzugeben, und den Feind seiner Gewalt in seinem Konseil zu behalten. Der Weg des Ministers ging, als er aus dem Zimmer des Königs kam, über die Gallerien; er aber wollte die Wallung des Volks nutzen, sich an dem Beifalle vergnügen, sich seines Uebergewichts versichern, und den König und die Königinn durch den Anblick der Entzückungen schrecken, die seine Gegenwart erregen sollte. Er ging unter dem angenehmen Getöse des Händeklatschens die große Treppe hinunter, indem er sich stellte, als wenn er von der Volksmenge fortgerissen würde. Von einer großen Volksanzahl begleitet, gedrängt, beklascht, begab er sich langsam nach Hause, indem er durch die Höfe und durch die Gassen ging, die von sich immer erneuernden und bewegenden Wellen eines blinden und betrogenen Volkes überschwemmt waren. Einige Leute die sich über den Weg wunderten,

den er nahm, fragten, wohin er ginge? **Nach Hause, auf dem kürzesten Wege**; sagte ein witziger Kopf. Ich habe das, was ich erzähle, gesehen; ich habe Große, ich habe Frauenzimmer, deren Führer der blindeste Enthusiasmus war, zu Hrn. Necker gehen gesehen. Man sah zu der Zeit eine der größten Damen bei Hofe, die durch ihren feurigen Fanatismus für Necker, und durch ihre Kabalen zu seinen Gunsten bekannt ist, vor einem der Schloßgitter stehen, wo sie diese tumultuarischen Bewegungen mit Vergnügen betrachtete, sich über Neckers Triumph und die Erniedrigung der königlichen Gewalt freuete, und mit stolzer Zufriedenheit ausrief: Man würde es nicht wagen, ihn zu verabschieden.

Der König ertrug Neckers Gegenwart noch einige Tage, und entschloß sich endlich, ihn zu entfernen. Das Volk war seit geraumer Zeit in Gährung; eine lange Reihe von Begebenheiten, und allerlei strafbare Kunstgriffe hatten einen Haufen brennbarer Materialien zusammengebracht, deren Entzündung und Ausbruch von dem kleinsten Funken abhing. **Neckers** Verabschiedung war dieser Funken; denn es ist ausgemacht, daß er der Nationalversammlung damals gleichgültig war, welche die Unzulänglichkeit seiner

Absichten und seinen Ehrgeiz eingesehen hatte. Der Enthusiasmus und die Hitze des Grafen von Lally fachten einen kleinen Rest der ihm günstigen Meinung wieder an, und belebten die Asche einer fast gänzlich erloschenen Bewunderung wieder. Seine Beredtsamkeit und die Ränke der Anhänger Neckers wirkten zum Vortheile des in Ungnade gefallenen Ministers sehr nachdrücklich auf die Versammlung und auf das Volk. Der Graf von Lally spielte bei dieser Gelegenheit die Rolle des Marcus Antonius, welcher dem Volke Cäsars blutigen Rock und sein Testament vorzeigte; er erinnerte das empörte, gegen den Hof aufgebrachte Publikum an Neckers angebliche Dienste und Volksliebe. Der große Haufe war durch Bestechung und Ränke zu großen Bewegungen geneigt und vorbereitet.

In dieser Lage der Sachen waren Götzenbilder und Opfer nothwendig. Der **Herzog von Orleans** und **Necker** waren die damaligen Helden, und Foulon, Berthier, de Launay wurden gemordet. Der König war gezwungen, an Necker zu schreiben, daß er zurückkommen mögte; die vom Grafen von Lally hingerissene, und durch Volksbewegungen gedrängte Versammlung schickte Kouriere an ihn ab, und ganz Frankreich äußer-

te

te inbrünstige Wünsche für seine baldige Zurückkunft. Diejenigen, die ihn nicht kannten, befürchteten sogar, daß er bei so vielen eifrigen Bemühungen sich gleichwol weigern mögte, zurückzukommen; diejenigen aber, welche richtiger urtheilen, wußten, daß die **Eitelkeit** über jedes andere Interesse und über die Klugheit siegen würde, die ihn hindern mußte, eine Stelle wieder anzunehmen, welcher er doch nicht gewachsen war. Kaum war er angekommen, als jedermann sich über sich selbst wunderte, seine Zurückkunft verlangt zu haben; die Versammlung sah ihn mit Gleichgültigkeit zurückzukommen, das Volk hörte in kurzem auf, seinen Namen zu nennen, und die demagogischen Redner deklamirten ungestraft gegen dies wurmstichige Götzenbild. Er ward in den Journalen angegriffen; seine Verwaltung, sein Charakter, seine Person wurden darin mit den schwärzesten Farben geschildert. Vergebens suchte er im wüthendsten Sturme zu laviren; ohne Hülfsquellen im Kopfe, ohne politischen Charakter, wußte er weder der Mann des Volks, noch der Mann des Königs, zu seyn. Die Zeit war gekommen, da betrügliche Worte nicht mehr die Stelle der Wirklichkeiten vertreten konnten, die Zeit des blinden Glaubens war vorbei und

die

die Versammlung forderte Thaten; sie untersuchte den Abgrund des Deficit, und verlangte Hülfsquellen vom Minister. Von durchdringenden Augen betrachtet, glich Necker damals den von der Zeit erhaltenen todten Leichnamen, die in Staub zerfallen, so bald sie ans Tageslicht kommen, und man sie berührt. Die Versammlung sah in kurzer Zeit ein, daß der Finanzminister zu jedem Preise Anleihen gemacht hatte, und daß das Deficit von seinen Anleihen herrührte, die ohne Einsicht, auf Kosten der Nachkommenschaft, kombinirt waren. Durch die gegenwärtigen Bedürfnisse gedrängt, wendete die Versammlung sich an ihn, um Hülfe zu erhalten. Der Minister antwortete in prächtigen Ausdrücken, sprach von seinen Gesinnungen, und schloß endlich mit dem Vorschlage, den Aufschub der Zahlung der Diskontokassenzettel fortdauern zu lassen. Die Bedürfnisse nahmen zu, man wendete sich nochmals an diesen Schutzgeist der Nation, und er schlug eine neue Kreirung von Discontokassenzetteln vor. Es war augenscheinlich, daß der Unwissendste unter den Mitgliedern der Versammlung dieselben Hülfsquellen, wie Necker, gefunden hätte.

Von dem Könige und der Königinn, für welche seine Gegenwart eine wahre Strafe war,

verabscheuet, von der Versammlung mit Demüthigungen überhäuft, und vom Volke bedrohet, ward er von seinem Ehrgeize noch eine Zeitlang erhalten, und Haß und Verachtung zu ertragen bewogen. Endlich aber siegte die Furcht über jede andere Empfindung; er verließ das Ministerium, ohne den geringsten Eindruck zu machen, und die Verachtung aller Partheien begleitete ihn. Der König, der Adel, die Geistlichkeit waren sämmtlich berechtiget, über seine Treulosigkeit, und über die Ungewißheit seiner Ideen Klagen zu führen. Aufgeklärte Leute sahen in seiner Verwaltung die Anfangsgründe der Unordnungen, und in seinem Betragen, seit seiner ersten Zurückberufung, die thätige unmittelbare Ursache der Herabwürdigung des Monarchen, des Blutvergießens und der Anarchie. Necker war darauf bestanden, daß die Stände sich zu Paris versammeln sollten, der nachdrücklichsten, von der Erfahrung vorgeschriebenen Vorstellungen ungeachtet, und zugleich hatte er in der Gegend von Paris funfzehn tausend Tagelöhner, Arbeitsleute und Handwerker aller Art versammelt, welchen es gänzlich an Lebensunterhalte fehlte, und die sich in den Vorstädten und in den umliegenden Gegenden bei einander befanden. Diese, durch Müssiggang verdorbenen,

durchs

durchs Elend gereizten Leute waren bereit, alles für den Finanzminister zu unternehmen, von welchem sie Tagelohn empfingen. Er hatte die Versammlung bewogen, die Tribünen offen zu lassen, und hatte keines der Mittel versäumt, die fähig sind, das Volk in Feuer zu setzen. Er hatte sich, nachdem er eine arglistige Erklärung abgefaßt hatte, aus der königlichen Session entfernt, er hatte, ohne durch seine Stelle dazu berufen zu seyn, gegen das unbedingte Veto gestimmt; mit Einem Worte, es war augenscheinlich, daß sein Betragen die Absicht hatte, ein von dem Willen des Königes unabhängiges Ministerium zu haben.

Necker begab sich auf ein Landgut in der Schweiz, und ohne gegründete Hoffnung, den Schauplatz der Welt wieder zu betreten, aber doch stets in der Meinung, daß man sich mit ihm beschäftige, gleicht er jenen verstümmelten Menschen, die in den Gliedern, welche sie nicht mehr haben, noch Schmerzen empfinden. Da er sich nicht entschließen konnte, unbekannt zu bleiben; so arbeitete er Schriften aus, um das Vergnügen zu haben, daß man von ihm reden mögte, und das Publikum von seinen Meinungen und seiner Administration zu unterhalten. Er glaubte, so

groß ist die Verblendung der Eigenliebe, daß Frankreich, der gewaltsamsten Anarchie zum Raube überlassen, in allen seinen Theilen zerrissen, und mit Blut überschwemmt, sich mit dem Verdrusse beschäftigen würde, den ein in Ungnade gefallener Exminister empfindet; daß es die Empfindung der brennendsten Schmerzen aufschieben würde, um der frostigen Zergliederung seiner Operationen, und der emphatischen Beschreibung seiner Meinungen und Gesinnungen seine Aufmerksamkeit zu widmen.

Ich habe die Grundlagen zu seinem Vermögen, und die Bewegungsgründe, die sein öffentliches Betragen bestimmt haben, angezeigt; ich muß nun auch noch von seiner **Person** reden, und nachdem ich den Minister geschildert habe: so will ich nun auch einige Züge seines Charakters sammeln, die dazu dienen, den Menschen kennen zu lernen.

Necker ist von gewöhnlichem Wuchse, und von vierschrötiger Gestalt; seine Gesichtsbildung zeigt dem beobachtenden Auge Trotz, Verachtung, Verwirrung, Spott, Tiefsinn und Unempfindlichkeit. Unter der gezwungenen Zurückhaltung seines Verhaltens kann man leicht eine heftige innerliche Bewegung errathen. Seine Ma-

nieren

nieren haben etwas rauhes, und da er einen Theil seines Lebens in subalterner Gesellschaft zugebracht hat, so hat er nicht das ungezwungene Wesen, welches man durch den Umgang mit der großen Welt bekömmt, und weiß, wenn er höflich seyn will, nur abgeschmackte Bücklinge zu vervielfältigen. Durch Gierigkeit und Ehrgeiz wechselsweise beherrscht, hatte er keine von den Arten des Geschmacks, die aus einem gefühlvollen Herzen, aus der Wißbegierde, und aus der Gewohnheit, in Gesellschaft zu leben, entspringen; die Eigenliebe hat bei ihm alle Principien ausgetrocknet, welche die Menschen einander nähern, und ihnen gemeinschaftliches Vergnügen verursachen. Er hat gelesen, um zu zeigen, daß er gelesen hat; er hat Umgang mit Gelehrten gehabt, um sich Anhänger zu machen; er hat sich mit andern unterredet, ohne durch das Bedürfniß des Vertrauens, oder das Interesse der Fragen hingerissen zu seyn, sondern nur, um Begriffe von seinen Verdiensten zu geben. Die beständige Gegenwart eines Gegenstandes, die keine Zerstreuung erlaubt, ist eines der Principien der Thorheit, und Neckers Kopf ist einigermaßen davon angegriffen. Er ist zwei ganze Jahre zu aller Aufmerksamkeit unfähig gewesen, und war

von Dünsten geplagt, die seine Vernunft verdunkelten. Hernach bekam er einen Heißhunger, welcher ihn zwang, beständig zu essen, und daher rührt seine Gewohnheit, die Hände stets in seiner Westentasche zu haben, wo er etwas zu suchen scheint. Seine Gattinn, eine gezwungene Vertraute der Unordnung seiner Begriffe, und sehr dabei interessirt, zu verhüten, daß das Publikum nichts davon erfahre: hat ihre Bemühungen an ihren Gatten zu der Zeit verschwendet, da es mit seinem Verstande nicht gar zu richtig war, und hat sich dadurch eine große Gewalt über ihn erworben *). Necker drückt sich mit Schwierigkeit aus, und das Talent zu reden fehlt ihm gänzlich; er hat viel Verstand, und seine Sammlung, welche die aus seinen Werken mit Beurtheilung gewählten Gedanken enthielte, würde ein vortrefliches Buch geben. Seine Feinde haben behauptet, Thomas habe einen Theil seiner Werke verfasset, aber diejenigen, die dies

Ur:

*) Sie ist ihm bekanntlich im Sommer des Jahres 1794 von der Seite gerissen und es soll, einer Nachricht zufolge, kein Tag vergehen, da er nicht ihr Grabmal besucht und sich mit demselben über die unglückliche Revolution unterhält. d. H.

Urtheil wagten, haben mehr ihre Leidenschaft, als die Einsichten eines geübten Geistes, zu Rathe gezogen. Die schönen in Neckers Werken befindlichen Stellen übertreffen des Thomas besten Schriften.

Die Natur, die ihre Geschenke ungleich austheilt, hat Neckern das Talent der Angelegenheiten verweigert (le talent des affaires). Er empfand es, und bemühete sich, sich auf allgemeine Grundsätze einzuschränken, die Unterredung abzukürzen, und wegen gründlicher Erörterung schnell an seine Untergeordneten zu verweisen. Er war zerstreut, frostig und zurückhaltend im Umgange; in seinen Audienzen begegnete er den Leuten verächtlich und oft spöttisch, und die meisten von denen, welche mit ihm zu thun hatten, fanden ihre Eigenliebe empfindlich gekränkt, welches bald in Haß ausartete. Er beobachtete aber ein ganz anderes Betragen gegen diejenigen, deren Einfluß auf die große Welt ihn bewog, behutsam gegen sie zu seyn, und die Kunst, die er in diesen Umständen anwendete, war eines seiner wirksamsten Mittel, um die Köpfe zu erhitzen, und sich Anhänger, die ihn vergötterten, zu verschaffen. Die Stirn dieses strengen Mannes ward heiter, das Geheimniß dieses so frostigen,

gen, so zurückhaltenden Mannes schien, von den Empfindungen seines Herzens gedrängt, zu entwischen. Die übertriebensten Schmeicheleien schienen ihm durch den unwiderstehlichen Antrieb der Wahrheit entrissen zu werden. Ueber die Feinde derjenigen, welchen er mit so vieler Kunst begegnete, verbreitete dieser strenge Mann bittere Spöttereien und feinen Scherz; und da diese Personen entweder große Damen, oder Männer von erhabenem Stande, oder solche waren, die durch ihren Einfluß in Ansehen standen, und dabei von den Angelegenheiten schlecht unterrichtet waren: so sprach er in ihrer Gegenwart davon mit Zuversichtlichkeit, und es war ihm nicht schwer, sie zu hintergehen. Diese Personen verließen Neckern, erstaunt über seine große Wissenschaft, bezaubert von seinem Verstande, und geschmeichelt durch sein Vertrauen.

Als Necker eines Tages den Prinzen von Poix in seinen Saal treten sah, ging er ihm entgegen und rief mit Entzücken aus: „Wenn ich den Herrn Prinzen von Poix sehe, so deucht mir, daß ich das personificirte öffentliche Wohl sehe." Man kann wenigstens glauben, daß er das Seinige in ihm sah. Wenn er zuvorkommend und schmeichelhaft gegen diejenigen war, die ihm zu seinen

seinen ehrgeizigen Absichten behülflich seyn konnten: so war er ungerecht und kaltblütig; unmenschlich gegen Leute ohne Ansehen; der Zug, den ich anführen will, wird zu einem überzeugenden Beweise davon dienen. Als er ins Ministerium kam, wollte er sich durch Reformen, und durch Einziehung mehrerer einträglichen Stellen beim Finanzwesen auszeichnen. Es waren zwei Generalschatzmeisterstellen beim Kriegswesen vorhanden. Eine dieser Stellen ward durch ein Arret des Konseil, welches sogleich in der Rechnungskammer registrirt ward, aufgehoben. Der Gebrauch und die Gerechtigkeit ertheilen in dergleichen Umständen die Vorschrift, daß diejenige Stelle, welche die jüngste in der Ordnung ist, eingehen soll. Die Stelle des Herrn de Boulogne, eines allgemein geachteten Mannes, mußte aus dieser Ursache als die älteste beibehalten werden; er mußte aber mit Erstaunen vernehmen, daß man von diesem Gebrauche abgegangen war und ihm seine Stelle genommen hatte. Er eilte, Neckern seine gerechten Vorstellungen zu machen. Sie wurden frostig angehöret, und der Minister begnügte sich damit, ihm zu antworten, daß er Recht hätte, daß aber der Sache nicht mehr abzuhelfen wäre. Verschiedene Umstände hatten das Vermögen des Herrn

de

de Boulogne geschmälert, und der Verlust der Einkünfte von einer einträglichen Stelle richtete es vollends zu Grunde. Necker war unempfindlich bei der Schilderung der unglücklichen Lage, die er veranlasset hatte, und bezeugte auch nicht einmal einiges Bedauern wegen seines Irrthums. Gerade in dem Augenblicke, da der Herr de Boulogne sich bemühete, ein Gefühl der Gerechtigkeit in der Seele des Ministers, welcher Ursache an seinem Ruin war, zu erwecken, meldete man, daß angerichtet wäre. Necker lud Herrn de Boulogne zum Mittagsessen ein; dieser entschuldigte sich, weil seine Gesundheit ihm keine andere als Milchspeisen zu genießen erlaubte. „Je nun, versetzte der Minister, warum bestehen Sie denn auf die Herstellung ihrer Stelle? Man braucht kein Vermögen, um von Milchspeisen zu leben."

Man urtheile, welch eine Wirkung ein solcher barbarischer Scherz thun mußte, welchen derjenige gegen einen Mann, der funfzigtausend Thaler Renten verlohr, äußerte, der zugleich der Urheber seines Unterganges war.

Dan-

Danton.

(Aus einem zu erscheinenden größern Werke über die französische Revolution.)

Danton, der an seinem Sterbetage das 35ste Jahr erreicht hatte, war gebürtig aus Arcis-Sûr-Aube und kam früh nach Paris, um hier die Rechte zu studiren. Eine vortheilhafte Heirath mit einer bemittelten Frau setzte ihn wenige Jahre nachher in Stand, bei geringem Verdienste doch bequem leben zu können.

Ein Mann von stentorischen Lungen, und herkulischem Körperbau, bekömmt natürlich Platz in dem Volksgewühle öffentlicher Auftritte; Danton mußte den seinigen ohne Mühe finden, bei Seel- und Geistestalenten, die er, in nicht gewöhnlichem Grade, damit verband. Er trat auf unter den Wahlherrn von neun und achtzig, und ward gleich im Anfange der Revolution bemerkt. Sein

Einfluß auf den Distrikt Descordeliers, der sich durch Hyperbolysm auszeichnete, machte ihn bald darauf wichtiger. Dieser Distrikt spielte eine Hauptrolle in dem Aufstande vom fünften und sechsten October, und in jenem andern, worin der Bäcker Francois umkam. —

Als die Lameths sich von Lafayette trennten, begleitete er sie; Danton soll sie jedoch mehr geleitet haben, als unter ihrem Einflusse gestanden seyn. Er erschien immer als Vorfechter, so oft es gegen Lafayette zu Felde ging. Noch am 18ten April 1791 spielten Danton und Lameth zusammen: denn da Lafayette vom Departement autorisirt seyn wollte, Gewalt zu gebrauchen, widersetzten sich unter den Mitgliedern der Administration, vorzüglich Danton und Alexander Lameth, mit Drohungen, das Volk aufzuwiegeln. — Erst bei Gelegenheit der Flucht und Wiedereinsetzung des Königs, kam es zwischen beiden zur Fehde. Damals erneuerte sich unter den Patrioten der Verdacht: Danton arbeitete für Orleans. Seine Verbindung mit Leclos begründete denselben. Sie beide veranlaßten die berüchtigte Marsfeldspetition. Danton befand sich da, von zehntausend Männern, Weibern und Kindern umgeben, auf dem Altare des Vaterlands. Er ward geschlagen,

ent-

entfloh nach England und kam erst nach Annahme der Konstitution, mit der Amnestie wieder zum Vorschein.

Als sich während der Legislatur die Frage über den Krieg erhob, blieb es zweifelhaft, ob Danton dafür oder dawider sey, und er schien sich zwischen Brissot und Robespierre zu stellen; überhaupt sah man ihn sorgfältig das Zusammenrennen mit dem leztern meiden. — An dem wesentlich von ihm kombinirten zehnten August, ist er, müde von der Reise, nach einer größtentheils durchwachten Nacht, unter dem Donner der Kanonen ins Schloß gedrungen. — Die Legislatur über ihren eignen Sieg erschreckt, der sie weiter führte, als sie voraus gesehen hatte, mißtrauete denen, die für sie gestritten hatten, und ernannte Danton zum Justizminister, aus Furcht des Widersachers. Aber er, zu bekannt mit dem Motive der Legislatur, und mit der Schwäche derselben in der lezten Periode ihres Daseyns, ließ sich dadurch nicht bestechen. Während Marat und Robespierre, in der Municipalität und der Wahlversammlung herrschten, war er Diktator des exekutiven Raths. — Seinen in die Departemente und umliegenden Gegenden von Paris, ausgesandten Kommissarien, verdankt man eigentlich jene gro-

ße Insurrektion, welche so viel tausend Franzosen gegen die Preussen bewegte. — Auch veranstaltete er den abscheulichen zweiten September, nicht, um im Trüben zu fischen, und sich Nebenbuhler abzuhalsen, sondern aus der Meinung, daß die Pariser nur durch Angst und Schrecken, zum Ausmarsche zu bringen seyen, mit unter auch, um seinen Freunden einen Gefallen zu thun. Von den ihm anvertrauten Geldern, nahm er ohne Heimlichkeit für sich und sie. — Er hat sich geweigert, Rechnung abzulegen: „Eine Lumperei müsse bei Revolutionsländern nicht in Anschlag kommen; es sey nothwendig, daß für die Werkmeister etwas abfalle; wer wollte künftig sich die Mühe geben, einen König zu stürzen, wenn man in Gefahr stehe, Kanaille zu bleiben?" — In der Versammlung selbst erklärte er, daß, wenn ihm die Nation zwölf Millionen mehr anvertrauet hätte, er sie von allen ihren Feinden befreiet haben würde.

Bei Eröffnung des Konvents legte er seine Ministerstelle, gegen die eines Volkspräsentanten nieder und kam den Temporisirenden zuvor, mit dem Vorschlage zu Abschaffung des Königthums. Der Schwarm von Kommissarien, womit Brabant überschwemmt wurde, war sein Werk. Danton

ton und Lacroix spielten die einträglichsten Rollen. — Des erstren baldige Wiedererscheinung im Konvente, gab den Debatten über den Tod Ludwigs des sechszehnten, jenen ungünstigen Ausschlag.

Nachdem er das Komplot vom zehnten März veranstaltet hatte, vereitelte er es; die Ursache davon ist räthselhaft. Uns dünkt er mit Dumourier zu einem Plane einverstanden. Das scheint selbst aus den Memoires des letztern zu erhellen.

Seine Reichthümer, und die anscheinende Konnivenz mit dem abtrünnigen Generale, welche sein Stillschweigen zu verrathen schien, hatten ihn den Jakobinern verdächtig gemacht. Um sich in der Meinung derselben zu rehabilitiren, provozirte er Revolutionsmaaßregeln. Die Errichtung des Revolutionstribunals, der Revolutionsarmee, der Revolutionsausschüsse, und endlich des Wohlfahrtsausschusses, der ihn gestürzt hat, kommen von ihm her. Aus Trägheit und aus Politik weigerte er sich, Mitglied davon zu seyn.

Nachher machte er Brissot und seinen Freunden, Friedensanträge, die unglücklicher Weise verworfen wurden. Den ein und dreißigsten Mai mißbilligte seine Klugheit, weil dort alles gegen alles aufs Spiel gesetzt werde. Darauf suchte er einen

Ver-

Vergleich zu treffen, und legte durch den Minister Desorgues die Unruhen im Calvados in Güte bei. Als Marat ermordet wurde, rief er: „Sie kennen also den gefährlichsten ihrer Feinde nicht, den Mann, der bis auf die Gegner seiner Feinde haßt, sobald sie nicht seine Instrumente sind, **Robespierren** hätte man umbringen sollen. Als die Insurgenten im Calvadosdepartement durch Bestechung zur Ruhe gebracht waren, arbeitete er an einer Amnestie für die unglücklichen Deputirten. Er suchte Brissot und dessen Freunde vom Schaffot zu retten; wollte weder den Tod Custines noch der Königinn; verließ die Stadt, zum Beweise, daß er an den gewaltsamen Maaßregeln der Regierung keinen Theil nehme, und versprach, mit gelindern zurückzukommen *).

Nun fingen die wohldenkenden Bürger an, auf ihn ihre Hoffnung zu setzen. Ein Theil der verbündeten Mächte that ihm Anträge, die aber aus gegründetem Mißtrauen verworfen worden sind. Um desto mehr sah man seiner Rückkunft mit Verlangen entgegen. Er wird im voraus als Be-

*) Behauptungen, die wol schwerlich erwiesen werden können; denn sicher war er mit Robespierre einverstanden. A. d. H.

Besänftiger verkündigt, und Schutzgott der Mildigkeit. Die unerwartete Hinrichtung Orleans schreckt ihn auf. Er erscheint. Seine Entfernung hatte zu lange gedauert. Robespierre geht ihm freundlich entgegen. Fabre d'Eglantine triumphirt, Robespierren von Dantons Nothwendigkeit überzeugt zu haben. In der That scheint sich jener an diesen zu schließen. Robespierre söhnte Danton mit den Jakobinern aus. Des letztern Rede wirkt und rührt. Man umarmt den alten Kameraden, und härmt sich der Ungerechtigkeit.

Camille Desmoulins schreibt wider die Tyrannei der Municipalität, gegen die Frevel Chaumette's, Heberts und des Kriegsministers; er schreibt zum Beßten der Milde und der Menschlichkeit. Robespierre billigt das ihm vorgelegte Manuscript. In der Zwischenzeit denuncirt Philippeaux den Verrath und die Ausschweifungen der Generale im Vendeekriege, und die vom Wohlfahrtsausschusse begangnen Fehler. Nie haben schriftstellerische Produkte mehr Sensation gemacht. Camille und Philippeaux zeigen sich wie eine plötzliche Hoffnungsleuchte in schwarzer Nacht. Die Gemüther wachen aus ihrer starrenden Betäubung auf. Die öffentliche Mei-

nung beginnt rege zu werden. Camille will lieber unter der Guillotine vernichtet, als länger Augenzeuge von den Abscheulichkeiten derselben seyn. Er bewundert die Seelengröße, womit Brissot und seine Freunde starben; indeß fährt er fort, mit Danton und Robespierre gleich vertraut zu seyn. Dieser hier, und Barrere, jener beherzte Sklav im Gefolge der jedesmaligen Macht, der nur allein Muth besitzt, um die Infamie seines Lebens zu fristen, Barrere und sein Gebieter Robespierre subscribiren. Nun glaubt alle Welt, Camille schreibe im Sinne des Komite'. Noch ein Blatt, und die neue Stimmung bricht sichtbar in Handlungen aus. Die Jakobiner stutzen. Camille, Fabre und Philippeaux, werden in Abwesenheit Robespierre's verurtheilt, damit dieser ihre Vertheidigung übernehme, und die Wiederannahme bewirken könne. Der Wohlfahrtsausschuß gibt öffentliche Hoffnung zur Mildigkeit. Jetzt hätte Danton drängen sollen. Er verliert Zeit, und wird überrumpelt. Man untersagt Camille, zu schreiben, unter dem Vorwande des Nichtsübereilens. Die neugeschaffne öffentliche Meinung erschlafft. Plötzlich erscheint Collot aus Lyon, um ihr einen Stoß in entgegengesetzter Richtung zu geben. Robespierre, und der Wohlfahrts-

fahrtsausschuß stellen sich bestürzt, und vom wüthenden Collot wie gezwungen, zu blutigen Maaßregeln auf einen Augenblick zurückzukehreu.

Indeß werden Hebert, Ronsin und Vincent arretirt, die blutdürstigsten Gegner Dantons. Bald darauf geschieht ein gleiches an Fabre, der für des erstern Faktotum gilt. Vincent, Ronsin, Hebert frey zu lassen, wird in Dantons Wilkühr gestellt. Hoffend, das Nemliche für Fabre thun zu können, gibt er den Fürbitten nach, mit der Bemerkung: „Zu ihrem Besten müsse man sie fest halten, denn in wenig Wochen stürzte neue Thorheit sie.“ So sieht man immer besser die Gefahr Andrer. — Hebert besteigt mit den Seinigen das Schafot; dumpfe Gerüchte über Danton werden lauter. Man frägt, was Danton thue? Er negociire, heißt es. So ist er verloren. Nicht das Bekenntniß seiner Schwäche, sondern ein Wagestreich kann ihn retten.

Zwei Tage vor seiner Gefangennehmung, wird er von der Tafel des Ministers abgerufen, bei dem er speist. Man hinterbringt, daß seinem Notar im Gefängnisse, Bekenntnisse über den geschloßnen Heyrathskontrakt, von einem Geheimen des Robespierre, durch Versprechen und Drohun-

hungen, abgenöthigt worden. *) Danton kehrt kaltblütig zur Gesellschaft: „Sie wollen meinen Kopf. Nun gut, ich bin der Hudeleien müde, mögen sie ihn nehmen, was liegt daran, ich werde mit Muth zu sterben wissen.“ — Aber Elender! darum ists nicht zu thun! Tausende sterben mit Muth, und die wahre Größe besteht nicht darinn, zu leben noch zu sterben, sondern beides zu thun, wie sichs geziemt, sagt Pelopidas:

Vorstellungen bewegen ihn, für seine Sicherheit zu sorgen. Den folgenden Tag wartet er Robespierren auf. Die Zusammenkunft ist wärmer und vertrauter, als jemals. Beim Weggehn umarmt ihn der Kollege. Danton begibt sich ins Schauspiel, soupirt mit Tänzerinnen, und wird um Zwei Uhr Morgens in Verhaft genommen.

Bei Eröffnung der Sitzung wüßten wenige Deputirte von dem Vorfalle. Nur war die Versammlung sehr zahlreich, weil sich verbreitet hatte, Danton werde diesen Tag einen entscheidenden Schritt wagen. Die ganze Versammlung war

*) Danton hatte sich einige Tage nach dem 31sten Mai verheirathet, und sich, hieß es, von seiner Vermählten eine Morgengabe von 1,400,000 Pfund zubringen lassen. In Brabant soll er 4,000,000, Lacroix 6,000,000 Pfund zusammen gerafft haben.

war für ihn. Statt dessen kündigt der, seitdem feige Legendre, den Verhaft Dantons in einer emphatischen Rede an. Der Eindruck ist groß. Die Versammlung geräth in Aufruhr. Sie fühlt sich: aus ihrer zehnmonatlichen Betäubung gerissen, und ist verwegen genug, laut über Tyrannei zu schreien; schon glaubt sie den Tag der Befreiung erschienen, als auf einmal die Abwesenheit der Gestürzten, und die Gegenwart Robespierrens, sie wieder in längst gewohnten Gehorsam schleudern.

Hätte Danton, statt in seinem Hause zu schlafen, sich in die Versammlung gestohlen; hätte er geredet und Robespierren mitten in der Versammlung erschlagen, so stände er vielleicht heute an der Spitze der Schicksale Frankreichs.

In der Procedur ist keine Beschuldigung gegen ihn erwiesen worden.

Danton hatte das Ansehn eines Mannes von vierzig, und war drei und vierzig Jahr alt. Sein Aeußeres war wild und gebietend; der Körper von starkem Knochen- und Muskelbaue, ohne schwerfällig zu seyn. Nette Füße, Beine und Lenden wohl gestaltet; der Oberleib untersetzt, aber von geschmeidiger Korpulenz; hohe Brust, breite Schultern; auf kurzem Halse einen klei-

nen

nen runden Kopf mit krausen braunen Haaren, den er rückwärts trug, oder warf, in der Bewegung eines muthigen Rosses. Das Gesicht war kräftige Häßlichkeit; die Augen klein, braun, blizzend. Eine kurze, aufgestülpte, aber dreiste Nase; genialische Stirn; halb zirkelförmig über die untere weglaufende Oberlippe, der am meisten charakteristische Zug seines Gesichts. Das Ganze der Person war eine Mischung vom Auerochs und ungarischen Vollstier, gemacht, dem Volke zu gefallen, das vor allem den Ausdruck der Kraft liebt.

Sein Geist besaß rohe Stärke und Unternehmungskraft im höchsten verwegensten Grade. Vor nichts bebte er. Er war reich an Konzeption, jedoch ohne Studium und Kultur, und ging vorwärts ohne Plan, meistens wie es sein Temperament oder das Interesse des Augenblicks eingab. So stellt sich ein verwegner schwäbischer Handwerksbursche ans Steuerruder eines Donauschiffs, ohne daß sein Muth die Klugheit des Piloten ersetzt. — Man hörte Danton beständig mit Beifall; er ermüdete niemals. Seine Rede war kurz aber muskulös und von Sehnenkraft, wie sein Körper. Er sagte immer etwas Eignes, in eignen kecken Bildern und Redensarten, und hat das Wör-

ter-

terbuch der Revolution am meisten bereichert. Er sentenzirte, und wußte dabei die Sache beim einschneidendsten Ende zu fassen.

Was seine moralische Seite betrifft, so war er Schwelger und Wollüstling. Körperbau und Temperament berechtigten ihn zu beiden; indeß scheint er den Sorglosen auch absichtlich gespielt zu haben, wenn er während der kritischen Augenblicke der Revolution im Bette und in den Armen seiner Neuvermählten, Audienz ertheilte. — Zuverlässig jedoch war in ihm der Ehrgeiz dem Bedürfniß des Genusses, und so bald er seine Massen in Bewegung gesetzt hatte, selbst dem Sacheifer untergeordnet. Er war populär, aus Umgangsgewohnheit, Beqnemlichkeits halber, und um selber ungenirt zu seyn. Uebrigens fand sich seine Eigenliebe durch den Beifall der Menge wenig geschmeichelt, weil er den Werth der Popularität zu wägen wußte. Gern aber strebte er nach dem günstigen Urtheile der denkenden Klasse, und es lag ihm daran, für einen Mann von Geist gehalten zu seyn. Er war grausam aus brutalen Staatsmaximen, und nicht aus Charakter, wie Robespierre. In seiner Politik höchst unmoralisch und wenig delikat über die Mittel zum Zweck, führte er häufige borgiasische Grundsätze im Munde, und

in-

indem er sie öffentlich bekannte, verläumdete er sich selbst, und schadete er sich mehr, als er verdiente, welches nicht geschehen wäre, hätte er gewußt, Heuchler zu seyn. Ueberhaupt war er ob seines Rufs zu unbesorgt, mehr als die Sicherheit in kritischen Zeiten erlaubt, und nur erst durch seinen Prozeß ist es zweifelhaft geworden, an wie viele Partheien, oder ob er sich überhaupt verkauft habe?

Er galt für einen wackren Sohn, wackren Vater und Ehegatten, und hatte zwanzigjährige Freundschaften. Seine Freunde nannten ihn einen guten Kerl. Er wußte wenig von Haß oder Rache; war offenherzig, dienstfertig, freigebig und gutmüthig, aber roh; starker nur, und keiner zarten Eindrücke fähig.

Ein sanfter Zug, der aufs interessanteste mit seiner rauhen und brutalen Oberfläche kontrastirte, entlockte Thränen dem Auditorium seines Prozesses. Von den feigen Blutsaugern, die erst nach der Gefahr des zehnten Augusts zum Vorschein gekommen sind, angeklagt: sich einige Tage vorher geflüchtet zu haben, antwortete der Stifter jener verwegenen Begebenheit: ja, ich habe mich entfernt, und bin erst den neunten Abends wieder gekommen. Nachdem alle Anstallten zum Angriffe

griffe des Schlosses getroffen waren, konnt ich den Gedanken an eine zärtliche Mutter nicht entfernen, die mein Tod schmerzen würde. Ich nahm die Post, flog in ihre Arme; küßte sie und sagte: Zum letztenmale vielleicht, denn der Augenblick ist gekommen, wo wir entweder siegen oder sterben müßen, in drei Tagen leb' ich nicht mehr, oder der Thron ist zu Boden gestürzt. Beim Tode seiner ersten Frau, die der Gram wegraffte, in ihrem Manne den Anzettler der Morde vom zweiten September zu sehn, war er vor Schmerz ausser sich; suchte sich zu entleiben, und ward nur mit Gewalt von diesem Entschlusse zurückgebracht. Er schrieb nie. Seine öffentlichen Reden alle, sind inprovisirt, und in Privatgeschäften war seiner Trägheit keine Zeile abzugewinnen. Einer seiner Freunde bedarf seiner Verwendung. Danton bestellt ihn auf den folgenden Tag, Morgens um sieben Uhr, zu sich. Statt eines Briefes, findet er Danton angekleidet, und einer der Regenten des fr. Reichs, läuft lieber bis Mittag mit ihm herum, mündlich zu leisten, was eine Zeile gethan hätte. War es Politik, so ist der Zug Beweis freundschaftlicher Gefälligkeit.

Man hat von Dantons Geiste zu vortheilhafte, von seinem Herzen zu schlechte Begriffe gehabt, das leztre, weil er ohne Behutsamkeit lebte, das erstere, weil man ihm Charakterstolz für Genie anrechnete. Indeß sind ihm seine siegenden Gegner nur an Hinterlist und fortgesetzter Thätigkeit überlegen gewesen; nüchternern Lebenswandels, war er allen gewachsen. — Aber Schwelgerei hatte ihn nachlässig, Gefühl eigner Stärke und Bewußtseyn der Liebe des Volks hatten ihn sicher, sein Glück ihn menschlicher gemacht, und es verdient bemerkt zu werden, daß er seinen Nebenbuhlern gerade dadurch am meisten Blöße gab. Alle Partheien in dieser Revolution, die Hebertische ausgenommen, fielen, so bald sie aufhörten, violent zu seyn, und mildere Handlungsmaximen herzuleiten suchten, daher ist Danton durch die einzige tugendhafte seiner öffentlichen Thaten umgekommen.

Auf die schändlichste Weise ward er umgebracht, der Rapport des Anklägers St. Just, wie alle übrigen Werke dieses jungen Verfassers, aus der Einbildungskraft geschrieben, enthält Beschuldigungen, keine Beweise. Man muß in Paris gelebt haben, um zu begreifen und zu empfinden die Unverschämtheit, womit in öffentlichen Versamm-

sammlungen gelogen, und die weltbekanntesten Fakta, in Gegenwart von Augenzeugen, verfälscht werden, ohne daß jemand widersprechen darf. Hat man doch nicht zu sagen gewagt, daß Brissot, Lafayette und Hebert zusammen konspirirt haben. Der Wohlfahrtsausschuß erdichtet Komplotte, ohne den mindesten moralischen Schmerz, um mit eben dem kalten Blute, womit man den Operationsplan eines taktischen Manövers kombinirt. Man stellt, wie das Loos, und der Zufall, und Privatrache heischen, Leute als Verschworne zusammen, die sich weder sahen noch nennen hörten. Und seitdem der denkende Theil der Nation zum Schweigen gebracht, oder physisch vernichtet ist, geben sich diese Voltaschläger kaum die Mühe mehr, ihr Spiel zu verstecken. Nur die freche Zuversicht, womit das Tribunal verfährt, und die Dummheit, womit ein Theil des Publikums glaubt, gehen noch weiter, als die blutige Politik des (alten) Wohlfahrtsausschusses.

Das Tribunal bricht den Urtheilsstab und die Procedur nach Gutdünken, entweder indem es sich genugsam erleuchtet oder insultirt erklärt, ehe noch zur Antwort Zeit gegeben ward. Mitten in ihrer Rede unterbrochen, oder durch Gewalt

walt zum Schweigen gebracht, überzeugt sich die Unschuld, daß sie sich weniger hoffnungslos vor einer Jury befände, die aus Alba's und Pizarro's, aus Furien und Höllengeistern bestände. Wer Charakterstärke oder physische Kraft besaß, überwand die Tortur, und entging dem Scheiterhaufen der Inquisition; aber hier, wo das Gewissen von 10 Fanatikern, nur eines vermeinten innern Lichts bedarf, wo es weder eines Bekenntnisses, noch einer Zeugenaussage, wo es nicht einmal des Scheinbeweises der Prevotalgerichte bedarf, da fallen Starke wie Schwache, so bald über sie das Todesloos der Proscription geworfen ist.

Die Hinrichtungen des Tribunals, sind weiter nichts, als mit juridischer Form bekleidete Morde, eine fortdauernde Bartholomäusnacht, eine Bluthochzeit, die diesmal nicht in einem Zeitraume von 22 Stunden, sondern in dem von zwölf Monaten gefeiert wird.

Danton hat sein Schicksal verdient, weil er nur den Muth besaß, zu sterben; und als **Erfinder des abscheulichen Blutgerichtes.** So kam der Künstler in seinem glühenden Ochsen um. Aber die Sache Dantons gewann durch seine Gegner, die sträflicher waren, als er, und die Art,

wie

wie man ihn umbrachte. Robespierre und St. Just haben nicht gewagt, ihm gegenüber zu erscheinen, wiewol sie als Kläger dazu berufen waren. Dantons Ueberlegenheit, die sich diesmal in voller Größe zeigte, machte das Tribunal erbeben, und es unterstand sich nicht, ihm das Urtheil ins Gesicht zu sprechen, sondern führte ihn unmittelbar aus dem Gefängnisse auf den Gerichtsplatz.

Danton war vom Volke geliebt, während diejenigen, die ihn gestürzt haben, nur gefürchtet sind. Ihnen steht bevor, von der Wuth der erwachten und entfesselten Menge, in blutigen Fezzen durch die Straßen geschleppt zu werden, wenn es ihnen gelingt, Friede zu machen. Danton wurde bedauert. Man sah in ihm einen Rhinozeros, der in die Falle gestürzt, einer Kuppel Tigerkatzen unterliegt. Während der Hinfarth herrschte mehr Bestürzung als Jubel. Die gebundne Stellung hatte ihn nicht seines imposanten Wesens beraubt, und wo er den Blick hinwandte, schwieg das funerale Händeklatschen.

Robertson.

(Univers. Mag. Oct. 94.)

Doctor **Wilhelm Robertson**, einer der ersten Geschichtschreiber unsers Zeitalters, gehört unter die großen Männer, deren stilles und gleichförmiges Privatleben dem Biographen wenig Merkwürdiges darbietet, wenn man gleich seine Schriften bis auf die späteste Nachwelt hinab mit immer neuem Vergnügen lesen wird.

Robertson war geboren im Jahre 1721, vollendete seine Studien 1743, ward 1744 in das Kirchspiel von Gladsmuir versetzt, und 1758 in das Pfarrbezirk der Lady Yesters in Edinburg. 1761, nach Goldie's Tode, ward er zum Vorsteher der Universität Edinburg ernannt, und einer der Geistlichen am Kloster dieser Stadt. Um diese Zeit erhielt er die Würde eines Doctors der Gottes-

tesgelehrsamkeit, und wurde zum Historiographen von Schottland, und zu einem der königlichen Kaplane dieses Reichs erwählt.

Wir finden es so leicht, die Zeit bestimmt anzugeben, da Robertson zuerst die großen und seltenen Talente zeigte, die von seinem Vaterlande den Vorwurf nahmen, als fehle es ihm an klassischen Geschichtschreibern. 1759 — im acht und dreißigsten Jahre seines Alters, gab er in zwei Quartbänden seine „Geschichte von Schottland, während der Regierungen der Königinn Maria und König Jacobs VI. bis zu dessen Gelangung zum Englischen Throne; sammt einer Uebersicht der Schottischen Geschichte vor dieser Periode" heraus. Dieses Werk gehört unter die vollständigsten Geschichtsbücher neuerer Zeit. Es ist kein kaltes trockenes Verzeichniß von Vorfällen ohne Schmuck und Würze; eben so wenig schwülstiges Romanengepränge, wo durch ein blendendes Kolorit Thatsachen und Charaktere aus ihrer Stelle gehoben werden. Der Geschichtschreiber zeigt Einbildungskraft genug, um die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln; Urtheilskraft genug, um das muthwillige Spiel der Phantasie im Zaume zu halten. Seine Schilderungen sind voll Leben, seine Betrachtungen voll Gründlichkeit. Sein

Styl

Styl ist reich, nervig und korrekt, wenn gleich dort die sallustische Manier durchschimmert. Mit großer Geschicklichkeit weiß er selbst diejenigen Stellen der englischen Geschichte, die dem Leser in frischer Erinnerung liegen, angenehm und unterhaltend vorzutragen. **Alten** Stoff führt er in der vollen Zierlichkeit der **neuern** Schreibart zu uns vorüber. Sehr weislich hütet er sich überall vor einem allzuausführlichen Detail abgenutzter Thatsachen. Seine Erzählungen sind kurz und geistreich; seine Reflexionen reichhaltig, Sachschwer, und an ihrer Stelle. — Kurz, Robertson erwarb sich durch diese Geschichte einen Ruhm, den alle Bemühungen gleichzeitiger Nebenbuhler nicht zu verkleinern vermogten.

Im Jahre 1769 — also zehn Jahre nach Erscheinung des ersten Werks — gab Robertson in drei Quartbänden seine „**Geschichte der Regierung Kaiser Karls V. mit einer Uebersicht des Fortgangs der Gesellschaft in Europa**, vom Umsturze des römischen Reichs bis zum Anfange des 16ten Jahrhundert" heraus. — Die große und allgemeine Wichtigkeit der Zeitperiode, die diese Geschichte umfaßt, sammt dem Ruhme, den sich der Verfasser bereits mit so vielem Rechte erworben hatte, erweckten so große

Er-

Erwartungen beim Publikum, daß es sich vielleicht nie ungeduldiger nach einem Schriftstellerprodukte sehnte, noch es begieriger verschlang, als dieses. Der erste Band, welcher die erwähnte Uebersicht enthält, ist ein sehr wichtiger Theil des Ganzen; denn er verdient nicht allein als Schlüssel zu der nachfolgenden Erzählung, sondern als allgemeine Einleitung in das Geschichtsstudium einer Periode betrachtet werden, da sich die verschiedenen Mächte Europens in ein großes politisches System zusammen thaten, wodurch jede eine Stelle einnahm, in der sie sich bis zur Gründung der französischen Republik — mit wenigern Abänderungen behauptete, als man nach so vielen innern Stürmen, und auswärtigen Kriegen hätte erwarten sollen. — Von der Geschichte selbst merken wir bloß an, daß sie lange schon mit Recht den wenigen Meisterstücken neuerer Zeit beigesellt ist. Man findet hier eine Eleganz des Ausdrucks, eine Tiefe der Untersuchung, eine Richtigkeit des Urtheils, die dem Geschichtschreiber, wie seiner Nation unter allen gebildeten Völkern Ehre machten. Die Charaktere sind unnachahmlich gut gezeichnet: nicht durch erkünstelte Antithesen kontrastirt, sondern durch Abwechslung gehoben, die aus einer scharfen und

tiefen Einsicht in den innern Gehalt derselben entspringt, und aus Beispielen der Geschichte selbst abgeleitet ist. Im Jahre 1777 erschien Robertsons **Geschichte in Amerika** in zwei Quartbänden. Man kann dies berühmte Werk mit Recht als eine Fortsetzung der vorhergehenden Geschichte betrachten. Mit dem Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts beginnt die glänzendste Periode in den Annalen neuerer Zeit. Entdeckungen werden gemacht, die auf die späteste Nachwelt fortwirken, und Dinge geschehen, die dem Geiste der Nationen eine ganz neue Richtung geben. Von eben dieser Zeit her schreibt sich die politische Existenz der europäischen Mächte; sie nahmen Standpunkte an, die sie (mit Ausnahme einer einzigen) bis jetzt immer behaupteten; die Grundsätze und Maximen bildeten sich, wornach ihre Länder bisher regiert wurden. Innre Verbesserungen hielten gleichen Schritt mit auswärts erlangten Vortheilen, und siegend erhoben Künste und Wissenschaften aus der Nacht der Barbarei ihr Haupt empor. Die Erfindung der Buchdruckerkunst beflügelte den Lauf der Aufklärung, indem sie das Studium der Alten immer allgemeiner machte. Die Reformation durch **Luther** brachte einen Geist der Untersuchung im Gang, der sich bald

wie

wie Himmelsluft, auf alle Gegenstände des Wissens ausdehnte, und den Grund unsrer jetzigen Aufklärung legte. Der menschliche Geist erwachte nach einer tausendjährigen Pause aus seinem betäubenden Schlummer, trat aus der Wolkenmacht, und fing an zu **denken**. Um das herrliche Werk zu krönen, zauberte ein kühner und unternehmender Schiffer neue Wunder herbei: Geführt von der Begeisterung des Genies, vom Lichte der Wissenschaft unterstützt — unternahm **Columbus** das größte, was je ein Menschenherz kann; wagte, was noch kein Sterblicher gewagt hatte: dehnte die Grenze des menschlichen Wissens über den unbekannten endlosen Ozean aus, und gab unserm Erdballe — eine neue Welt.

Für die Bewohner Europens war Amerika in jedem Betrachte eine neue Welt. Hier erschien die Erde ganz anders: Pflanzen, Bäume und Thiere — ein ganz neuer Anblick; die ganze Natur — nicht mehr dieselbe. Ein festes Land lachte dem großen Entdecker entgegen, das eben erst aus der Hand des Schöpfers hervorgebracht zu seyn schien; Seen, Flüsse und Berge erschienen im vergrößerten Maaßstabe, die Pflanzenwelt in höherer Pracht; die Thiergeschlechter dagegen im Stande der Wildheit, wenig an Zahl, abgear-

tet, unvollkommen und unreif; der Mensch auf der untersten Stufe seiner Bildung; große und zahlreiche Völker in der rohen Verwilderung, wovon man bisher noch in den Schriften der Weltweisen gelesen hatte; zwei große Reiche — wie wüste Inseln eben erst aus den Wassern hervorgegangen: — das Alles legte dem Auge des Denkers fruchtbarere Gegenstände der Betrachtung dar, als er irgend in den Büchern der Philosophen finden konnte.

Die Entdeckung Amerika's aber war nicht nur für den Weltweisen anziehend, sondern durch die Veränderungen, die sie hervorbrachte, höchst wichtig für das ganze menschliche Geschlecht. Als Columbus auf neue Entdeckungen ausging, da dachte er nicht daran, daß er in dem Systeme menschlicher Dinge eine Revolution hervorbringen, und das Schicksal Europens auf ganze Jahrhnnderte hin entscheiden würde. Die Größe und Wichtigkeit des Gegenstandes hat daher mit Recht die Aufmerksamkeit der größten Philosophen und Geschichtschreiber auf sich gezogen. Nicht ungeübte Federn stellten Versuche und Abrisse über die neue Welt auf; und hervorstehende Partien der amerikanischen Geschichte erschienen im ganzen Schmucke moderner Beredtsamkeit

samkeit. Vor Robertson aber hatte kein Schriftsteller diesem Thema die tiefe und reife Untersuchung gewidmet, die es verdiente, noch nach festem Plane ein so vollständiges und vollendetes Ganzes aufgestellt, was Anspruch auf den Beifall der Nachwelt hätte machen können. Und so groß der Gegenstand war, an den sich der Verfasser hier wagte; so meisterhaft war seine Ausführung. Der klassische Geist seiner frühern Werke wehte unverkennbar darin. Diese hatte man inzwischen mit allgemeiner Bewunderung gelesen. — Als die Geschichte von Schottland zuerst erschien, und der Verfasser noch ganz unbekannt war, da urtheilte Lord Chesterfield darüber, daß sie an Beredtsamkeit und Schönheit den Meisterstücken des Livius, des reinsten und vollendetsten aller römischen Klassiker, gleich komme. . . Sein Schriftstellerruhm schränkte sich nicht bloß auf sein Vaterland ein; das Zeugniß von ganz Europa vereinte sich bald mit der Stimme von England. Man kann es als einen Charakterzug in der Manier dieses Historikers angeben, daß er jene klassische Haltung in nicht geringem Grade besaß, welche bei Kompositionen höherer Art so unerläßig ist. — In dieser Geschichte von Amerika, zeigte er ganz besonders jene glück-

liche

liche Mischung von Kraft und Anmuth, die der edlen Muse der Geschichte so wohl ansteht. Im vierten Buche des ersten Bandes, das eine Schilderung Amerika's bei seiner ersten Entdeckung, nebst einer philosophischen Untersuchung über die Sitten und Einrichtungen seiner alten Bewohner enthält — zeigt er so viel Untersuchungsgeist, so viel gesunde Philosophie; stellt ein so schönes, ganzes, und hinreissendes Gemälde auf; entfaltet sein Schriftstellertalent in einem so reichen und mannichfaltigen Lichte, daß die Nachwelt diese Partie wahrscheinlich als diejenige betrachten wird, welche den besten Begriff von seinem Genie erweckt, und überhaupt das Vollendetste ist, was sein Geist je hervorbrachte.

1787 erschien in England eine Uebersetzung von des Abts **Clavigero Geschichte von Mexiko**, worin der Verfasser verschiedene Betrachtungen anstellt, die Robertsons Geschichte von Amerika nachtheilig zu seyn schienen. Dieser Angriff bewog den Britten, sein Werk von neuem durchzusehen, und das Wahre der gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen zu untersuchen. Er that dies mit aller Aufmerksamkeit, welche die Wichtigkeit der bestrittenen Thatsachen, und das allgemeine Interesse der Wahrheit erforderte.

Das Resultat seiner Untersuchung machte er 1788 unter dem Titel bekannt: „**Zusätze und Verbesserungen zu den bisherigen Ausgaben von Dr. Robertsons Geschichte von Amerika.**" Bei manchen der angegriffenen Stellen verantwortet er sich vollständig gegen den Abt, und vertheidigt sich bis zur Evidenz; bei andern unterwirft er sich redlich der Verbesserung, und gibt so seinem Werke neuen Werth.

Robertson beschloß seine litterarische Laufbahn 1791 mit seiner „**historischen Untersuchung über die Kenntniß der Alten von Indien.**" Die Durchlesung der Denkschrift des Majors **Rennel** zur Erklärung seiner Karte von **Hindostan**, veranlaßte Robertson, ausführlicher, als er es in seiner Geschichte von Amerika thun konnte, den Kenntnissen der Alten von Indien nachzuspüren, und zu untersuchen, was in ihren Berichten von diesem entfernten Lande dunkel, was gewiß, und was fabelhaft sey? Diese Schrift kann schon, ihrer Bestimmung nach, weder am Umfange noch an Vollendung, seinen Meisterstücken gleich gestellt werden; aber auch hier finden wir denselben Fleiß in Aufsammlung der Materialien, dieselbe Urtheilskraft in ihrer Anordnung; die nemliche Klarheit der Erzählung und

Dar=

Darstellung, die seine übrigen Werke so hoch auszeichnen, und sie lange zur Zierde und zum Stolze der englischen Litteratur gemacht haben.

Als Geistlicher wüßten wir nicht, daß Robertson etwas bekannt gemacht hätte, außer einer Predigt unter dem Titel: „**Der Zustand der Welt zur Zeit der Erscheinung Christi, und deren Einfluß auf den Fortgang seiner Lehre.**“ Er hielt sie vor der schottischen Societät zur Fortpflanzung der christlichen Religion, an ihrem Jahrstage in der Hauptkirche zu Edinburg, im Jahre 1755. Aus den Worten im ersten Kapitel des Briefs Pauli an die Kolosser: „Nemlich das Geheimniß, das verborgen gewesen ist von der Welt her, und von den Zeiten her, nun aber offenbaret worden in seinen Heiligen“ — nahm der geistreiche Prediger Veranlassung, in der damaligen Lage des Menschengeschlechts solche Seiten aufzusuchen, welche zeigen sollen, daß Gott das Geheimniß seines Evangeliums gerade zu einer Zeit geoffenbart habe, da die Welt dessen am meisten bedurfte, und am besten darauf vorbereitet war. Um darzuthun, daß die christliche Religion gerade zur schicklichsten Zeit verkündiget worden, gibt er eine Übersicht des sittlichen, politischen, kirchlichen und häuslichen Zustan-

standes der Welt zur Zeit der Erscheinung Christi. Der Gegenstand ist eben so anziehend als wichtig, eben so unterhaltend, als belehrend behandelt *).

Robertson schloß sein wahrhaft nützliches Leben den 11 Jun. 1793 zu Grangehouse bei Edinburg, nach einer auszehrenden Krankheit, die er mit musterhafter Geduld und Standhaftigkeit ertrug. Niemand war im Leben geachteter, niemand wurde bei seinem Tode aufrichtiger beweint, als dieser herrliche Mann. Unermüdet in seinen gelehrten Untersuchungen, und mit einem starken natürlichen Verstande ausgerüstet, erwarb er sich einen Vorrath nützlicher Kenntnisse, der seinen großen Fähigkeiten stets volle Beschäftigung gab, und ihn in der gelehrten Welt unter die Sterne erster Größe erhob. Als Prediger war er ein treuer Hirt, der die Achtung und Liebe seiner Gemeinde genoß, und ihrer werth war. Er diente seinem Gott mit Herzlichkeit und Treue, ohne Heuchelei oder Uebertreibung; seine öffentlichen Predigten waren klare Auslegungen der Schrift, voll von tiefgeschöpften seelenvollen Betrachtungen

*) Diese wichtige, sehr selten gewordene Predigt findet sich in dem „Protestant System. A collection of Sermons. 2 Vol. 8.“

gen. Sein Umgang war angenehm, unterhaltend und belehrend; seine Sitten leutselig, einnehmend und sanft.

Robertson hinterließ drei Söhne, und zwei Töchter. Der älteste ist Procurator der schottischen Kirche. Der zweite, Kapitain bei der Armee, zeichnete sich unter Lord Cornwallis so rühmlich aus, daß er die ehrenvollsten Zeugnisse von diesem beliebten Feldherrn erhielt. Der dritte Sohn befindet sich gleichfalls als Officier bei der Armee. Von den Töchtern war eine an den verstorbenen Russel, Schreiber am Siegelamte, die zweite an den bekannten Brydone, Verfasser einer Reise nach Sicilien und Maltha, verheirathet.

Pe-

Peter der Einsiedler.

Die Nachrichten über das eigentliche Herkommen **Peters des Einsiedlers** sind so dürftig, daß man beinahe nichts weiter darüber zu sagen weiß, als: daß er aus Amiens gebürtig war, und eine geraume Zeit als Einsiedler in jenen Gegenden lebte. Er war unansehnlich von Person und wurde, in dieser Rücksicht, fast durch nichts, als durch ein feuriges und schwärmendes Auge, bedeutend. Eine lebhafte Einbildungskraft und natürliche Schwatzhaftigkeit aber, verbunden mit der unermüdetsten Zudringlichkeit, ersetzten ihm bei seiner nachherigen Rolle diesen Mangel, und gaben ihm Stoff zur Ueberlegung, und Muth zur Ausführung derselben; kurz, sie bildeten die wenigen Talente, die zufälliger Weise, eine lange, in der Christenheit des Occidents gewöhnliche Sitte so stark ins Licht setzte.

Schon seit den frühern Zeiten des Christenthums besuchten seine Bekenner in den Abendländern diejenigen Oerter sehr gern, wo sich ehemals der Stifter ihrer Religion aufgehalten hatte. Die Ideenverbindung, die leicht von der Sache auf die Person, die einst sich derselben bediente, übergeht, beschäftigte die Einbildung dieser Leute sehr feierlich, und mußte nothwendig dadurch immer eine Neugierde erregen, die nicht eher tadelhaft wurde, als bis sie Unwissenheit und Fanaticismus in eine Pflicht verwandelte.

Palästina war, seit es die Römer erobert hatten, fast einer ununterbrochenen Reihe von Verwüstungen ausgesetzt gewesen. Indeß hatte Hadrian doch seine Hauptstadt wieder erbauet, aber nach sich Aetia genannt, zu deren Verschönerung in der Folge viele griechische Kaiserinnen, und besonders die berühmte Eudoxia, sehr viel beitrugen. Sie kam in der Folge von dem griechischen Kaiserthum an die Perser, und von diesen an die Araber, die ihre Steuern höben, und übrigens weder den Merkwürdigkeiten dieser Gegenden, noch den Beschauern derselben das geringste Leid zufügten, ja für die erstern sogar selbst viele Hochachtung hatten. Die Seldschukischen Türken aber, ein wildes und unaufgeklärtes

tes Volk, das von dem kaspischen Meere hervorkam, und auch die Araber im zehnten Jahrhunderte aus diesen Gegenden verdrängte, waren nicht nur zu roh und zu wild, um Fremde zu lieben, und den Vortheil, den sie ihnen brachten, einzusehen, sondern ihre Glaubenslehre machte sie auch gegen alles abgeneigt, was auf eine bildliche Verehrung hinauslief; wie noch jetzt die Türken (die aber nicht mit diesen zu verwechseln sind,) keine Bilder leiden könnnen. Neckereien, Uebertheurungen, Mangel rechtlicher Hülfe, alles dieses waren nun traurige Umstände für die wallfahrtenden Christen.

Je mehr man sie indessen von türkischer Seite beleidigte, desto eifriger und stärker wallfahrteten sie. Man drängte sich Vergehungen entgegen, um durch die grausamste Büßung derselben sich ein Verdienst zu erwerben; man verließ Haus und Hof, Amt und Bestimmung, alles, um sich den Gefahren einer unsichern Reise, und den härtesten Begegnungen auszusetzen. Daß in einem an edlern Metallen äußerst armen Zeitalter die wenigsten das benöthigte Reisegeld, geschweige die schweren Zollgebühren aufbringen konnten, ist nicht nur zu vermuthen, sondern wird ausdrücklich auch von gleichzeitigen Schriftstellern unsge-

gemeldet. Sie wurden daher eine neue Last für ihre ohne dies bedrängten Mitbrüder, die in Palästina wohnten und hart von den Türken mitgenommen wurden. So viel aber diese auch für sie thaten, so war es doch bei weitem für den größten Theil nicht hinreichend, der daher aus Mangel des Einlaßzolls vor den Thoren Jerusalems herumschwärmte, und oft verhungerte.

Es ist sehr begreiflich, daß die wenigen, die zurückkamen, alles wider die Ungläubigen in Harnisch zu setzen suchten, und ihr erduldetes Uebel so stark vergrößerten, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn fast alle Annalisten so gern das Anathema über diese Ungläubigen aussprechen. Indeß ging es geraume Zeit so fort; Rückkömmlinge, die Ansehn genug hatten, die Sache zu einer Revolution zu bringen, hatten nicht Gaben genug dazu, oder scheueten sich davor; und viele geringere, die es gern gesehen hätten, waren zu unbedeutend, um Aufsehen zu erregen.

Erst **Peter dem Einsiedler** war es vorbehalten, in seiner Person so viel Ansehen und Fähigkeiten, als die Entwickelung dieser schon vorbereiteten Revolution erforderte, zu vereinen. Er war, wie andere, nach Jerusalem gegangen und hatte daselbst die mannichfaltigen Nachtheile

für die Christen mit angesehn, und empfunden, und seine Einbildung war stark genug, um ihm die Abbildungen derselben als sehr leicht vorzustellen. Als er daher die Klagen des damaligen Patriarchen **Simeon** hörte, so munterte er ihn auf, seine Noth den europäischen Mächten vorzustellen, und erbot sich zu dem thätigsten Geschäftsträger in dieser Sache. Da er von Wachen und Beten ermüdet, in der Kirche zur Auferstehung einst einschlief, glaubte er auf einmal Christum im Traume zu sehen, der ihn zu seinem Vorhaben ermunterte, und Befehle ertheilte. Er eilte daher nun nach Europa zurück, ließ sich von dem Patriarchen den Segen geben, und ging mit einem von Apulien kommenden Schiffe nach Baruth, und von da weiter nach Rom zu dem damaligen Pabste **Urban dem Zweiten**, dem er unter den feurigsten Deklamationen die Briefe des Patriarchen übergab.

Man wundert sich billig, wenn man einen armseligen Mönch eine Sache so kühn angreifen, und so schnell zur Reife bringen sieht, die ein **Hildebrand** sogar vergebens gewünscht hatte. Denn noch 1072 hatte dieser Pabst offne Aufmunterungsbriefe zu einem Feldzuge wider die Ungläubigen herumgeschickt, aber nichts damit aus-

ausgerichtet. Solche Beispiele sind die bewährtesten Zeugnisse, wie geneigt der Mensch zu Thorheiten ist, und wie leicht er denselben sich aufopfert, wenn derjenige, welcher ihn dazu aufruft, nur den Punkt zu treffen weiß, welcher der Idee des großen Haufens am angemessensten ist, und überhaupt seinem Plane auch eine nach dem Geiste seines Zeitalters recht auffallende Aussenseite zu geben weiß.

Peter verstand diese Kunst. Er durchstrich nicht nur Italien und die halbe Christenheit, um sie zu dem bevorstehenden Concilio vorzubereiten, sondern er warf sich auch zugleich in eine Form, die in den damaligen Zeiten seinen Absichten sehr zu Statten kommen mußte. Seine Tracht war auszeichnend. Er hatte über eine lange weiße Einsiedlerkutte ein kurzes Mäntelchen, ritt dabei auf einem Esel, aß wenig und schlecht, und enthielt sich alles Weins. Im Kurzen betrachtete ihn der Pöbel schon als ein besseres Wesen, hörte ihm zu, überhäufte ihn mit Geschenken, und war bereit, ihm in Allem zu folgen. Peter wußte sich bei ihm einzuschleichen, wurde hier ein Tröster, dort ein Mittelsmann, und versöhnte besonders zwistige Eheleute, wobei er, wie die Nachrichten ausdrücklich melden, besonders seine

Ge-

Geschenke gut zu gebrauchen wußte, und es im Kurzen so weit brachte, daß der Pöbel seinem Esel die Haare ausraufte, und sie als Reliquien verwahrte.

Endlich eröffnete Urban im Oktober 1095, zu Klermont das Concilium. Er bewies in einer langen und spruchreichen Rede, daß jetzt ein schicklicher Zeitpunkt sey, den Ungläubigen die heiligen Länder zu entreißen! daß man den Christen des Orients zu Hülfe kommen müsse, und überhaupt das Grab Christi nicht in der Ungläubigen Gewalt lassen könne.

Er vergaß hierbei nicht, aus verschiednen Stellen der Propheten den glücklichen Ausgang dieser Feldzüge vorher zu verkündigen, die aber schwerlich so viele Wirkungen gethan haben würden, wenn er nicht für jeden auch zugleich einen allgemeinen Ablaß, die gewisseste Versicherung der Seligkeit, und die Befreiung von aller weltlichen Macht, noch hinzugefügt hätte. Denn nun war der Knecht ein Freier, und der Schuldner seiner Schulden quit; der gewissenlose Vater konnte seine Kinder, der mißvergnügte Ehemann seine Gattinn verlassen, und keine weltliche Gewalt war im Stande, ihn in die Gränzen seiner Bestimmung zurückzuführen, ohne sich zugleich den

großen Bann auf den Hals zu laden. So zog dieses Vorhaben nicht nur den Haufen an, sondern es war auch den Großen angemessen, da es dem Waffenruhme galt, der damals ihre Hauptleidenschaft ausmachte. Daß eine ganz von aller Moral entfernte und bloß mystische und bildliche Religion nicht wenig dazu mit beitragen mußte, erhellt sehr deutlich. Der Geringe wünschte ein Sohn der Kirche zu seyn, weil es ihn von aller andern Gewalt befreiete, und der Große wünschte eben dieses, weil er auf die Weise, ohne sich zu bessern, für die ausschweifendsten Laster Beruhigung fand, und diesen Trost mit nichts, als mit seiner Lieblingsleidenschaft zu erwerben brauchte. Man wird fragen, ob die Regenten damals zu abergläubisch oder zu schwach waren, um sich diesem Aufrufe ihrer Unterhanen zu widersetzen? In der That waren sie zu schwach; ihre Macht war unter der wachsenden Größe ihrer Vasallen verschwunden, und Entfernung ihres stolzen Adels, eine Sache, welche sie selbst nicht ungern sehen konnten.

Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn nicht Hunderte, sondern Tausende sich herbeidrängten, und das Kreuz nahmen, und schon den 8ten März 1096 **Walther ohne**

Habe mit einem großen Schwarme, meistentheils Fußgängern, den Marsch antreten konnte; welchem im Kurzen **Peter** folgte, und mit einem 40,000 Köpfe starken Heere, das aus Lothringen, Franken, Bayern und Oesterreich zusammengelaufen war, die ungarische Gränze betrat.

Dieses durch seine Lage damals unglückliche Land hatte von Walthers Heere schon viel gelitten. Nichts desto weniger verstattete man Petern den Durchzug, bedung sich aber ausdrücklich die Enthaltung aller Unordnungen dabei aus. Allein alles dieses wurde nicht länger gehalten, als bis dieses Heer nach Malvilla kam, wo ehemals schon Walthers Leute Unordnungen angerichtet hatten, und mit Verlust waren abgetrieben worden. Um diesen Schimpf zu rächen, plünderte man die Stadt, und über 4000 Ungarn kamen dabei um. Die Räuber verweilten nun 5 Tage in dem eroberten Orte, um die daselbst gefundenen Lebensmittel zu verzehren. Kaum aber waren die durch diese Rotte verübten Greuel am ungarischen Hofe ruchtbar geworden, als dieser den Räubern nachsetzen ließ, und sie zwang, sich eiligst zurückzuziehen. Nach vielen Umschweifen kamen sie nun vor Nizza, einem nach damaliger Art festen Orte, an. Sie baten hier um Le-

bensmittel, die sie auch erhielten, nachdem sie zu desto sicherer Bezahlung und Ordnung, Geisſel gegeben hatten. Ruhig war bereits der Vortrupp den folgenden Morgen fortgezogen, als aus Haß auf einige Verkäufer, ein Nachtrupp sieben an dem Flusse gelegene Mühlen ansteckte, sogleich aber von den Einwohnern der Stadt überfallen und niedergemacht wurde. Auch das Gepäcke fiel hier in ihre Hände, und viele unschuldige Weiber, Kinder und Greise, wurden unglücklicher Weise in der ersten Wuth mit niedergemacht. Peter, der bei dem Vortruppe war, kam nun, auf erhaltene Nachricht von diesem Vorfalle, wieder zurück, nicht aber, um ihn zu rächen, sondern, um Frieden zu stiften. Unglücklicher Weise rottete sich ein Haufen unruhiger Kreutzbrüder zusammen und forderte Rache; Peter aber befahl, nach vergeblichen Ermahnungen, dem übrigen Heere, sich von den Aufwieglern abzusondern. Nun ließen die Einwohner an diesen Verlaßnen ihre Wuth aus, massacrirten 500, und die übrigen kamen im Wasser um. Dieses unterbrach auf einmal allen Frieden, an welchem Peter wirklich schon durch Abgeordnete an die Stadt, arbeiten ließ. Die Armee und die Einwohner kamen an einander, und 10,000 von Peters

Truppen blieben auf dem Platze, wobei er noch sein Gepäcke und alles Geld, was er erbettelt hatte, verlor. Nachdem er in diesen Umständen endlich die Seinen wieder gesammelt hatte, zog er weiter, und wurde nun durch, vom byzantinischen Hofe abgefertigte, Kommissarien verpflegt und beobachtet, und kam so endlich nach Byzanz. Er präsentirte sich daselbst dem Kaiser Alexius Commenus, der seine Rednertalente bewunderte, weil er sie von einem Mönche nicht erwartete. Nachdem er ihn beschenkt und sein Heer einige Tage reichlich hatte verpflegen lassen, wurden sie zu Schiffe nach Asien gebracht und in Bithynien ausgeschifft. Sie schlugen vor einer Stadt, Civitol genannt, ihr Lager auf, um hier die übrigen Truppen zu erwarten. Man hatte sie in Byzanz ausdrücklich gewarnt, nicht eher etwas wagen, als bis die ganze Kreutzarmee beisammen wäre und vielleicht wäre es auch geschehen, wenn sich Peter nicht wegen der Zufuhr, von dem Heere auf einige Zeit hätte entfernen müssen. Denn kaum hatte er den Rücken gekehrt, als ein Trupp Reuter schon ein anliegendes Städtchen ausplünderte, und sichs dann unbekümmert seyn ließ. Sie wurden daher bald von den Türken überfallen, und niedergemacht, und kaum war

die

die Nachricht davon bei der übrigen Armee angelangt, als die Reuterei besonders ihre Befehlshaber zwang, sie auf die Türken zu lassen, von denen sie aber so empfangen wurde, daß 25000 Mann blieben, und der Ueberrest kümmerlich sich in ein verfallnes Schloß retten mußte. Peter kam ihnen zwar sogleich zu Hülfe, konnte aber nichts thun, als den Beistand des byzantinischen Hofes erflehen, der ihm auch Truppen schickte, bei deren Ankunft die Türken sich sogleich zurückzogen. Peter kehrte nun mit seinem Häuflein nach Byzanz zurück, und lehnte trotzig, auf die von dem Kaiser ihm gemachten Vorwürfe, alle Schuld von sich ab — Hier verschwindet der Held gleichsam von der Bühne. Wir finden ihn zwar in der Folge noch unter dem Heere des Herzogs von Bouillon, aber er spielet immer nur eine untergeordnete Rolle; bis er zuletzt sich wieder als Priester zeigt, von dem Patriarchen zu Jerusalem beim Kirchendienste angestellt wird und so in der Stille vom großen Schauplatze abtritt.

Franz Petrarch.

Petrarch wurde im Jahre 1304 zu Arezzo in Italien gebohren. Seine Eltern waren durch die innerlichen und äußerlichen Unruhen, welche damals Florenz erschütterten, aus dieser Stadt verjagt worden, und hatten Arezzo zu ihrem Aufenthalte gewählt. Nach einiger Zeit verließen sie auch diesen wieder, und begaben sich nach Avignon, welches damals dem Pabste gehörte.

Als er zum Jünglinge herangewachsen war, schickte ihn sein Vater auf mehrere Schulen und Universitäten. Vier Jahre brachte er auf der Schule in Karpentras, viere auf der Universität Montpellier, und dreie in Köln zu; bildete auf diesen hohen Schulen, die man damals unter die berühmtesten zählte, sich zum vollkommenen Gelehrten, und kam als Doktor der Rechtsgelehrsamkeit nach Avignon zurück.

Aber nicht seine ausgebreiteten Wissenschaften und nicht die zahlreichen philosophischen Schriften sind es eigentlich, die ihn verewigt haben; sondern seine Liebe, welche ihm seine Lieder diktirte, und diese Lieder, welche das Monument seiner Liebe sind, verschafften ihm die Unsterblichkeit.

Er sahe **Laura** und liebte sie. Seine Liebe wurde erwiedert, aber durch keine kirchliche Verbindung befestigt. Tausende vor und nach ihm mögen vielleicht die Wonne der geistigen Liebe so gut empfunden haben, wie Petrarch, aber außer ihm und Rousseau ist es keinem gelungen, seine Gefühle darzustellen, so daß jeder Liebende, und überhaupt jeder Feinfühlende seine eigne Empfindung in Petrarchs Gedichten wieder findet.

Natürlich ists, daß seine Liebe um so daurender war, je gewisser sie bloß Seelenliebe blieb, und eben so natürlich, daß der Zauber von Liebenswürdigkeit, der von Laura ausging, oder seine Phantasie ihr liehe, auch alles das verherrlichte, was sie umgab; natürlich, daß die ganze Gegend für Petrarch noch mehr Elysium ward, als sie es durch die Natur schon ist.

Und wahrlich, alle die, welche dieses herrliche Stück Landes je sahen, wurden bezaubert von den unnennbaren Reitzen desselben, und bezauberten hinwiederum Andere durch die Beschreibung, die sie davon machten.

Eines der schönsten Stücke dieser Landschaft ist die berühmte **Quelle von Vaucluse**, welche auch wohl schon Leute, die keine Laura hatten, begeistert hat.

Ich entlehne eine Beschreibung derselben aus **Papons** Reise in die Provence.

„Wenn

„Wenn man“ so beginnt er „von Avignon aus die Quelle besuchen will, so kömmt man in ein Thal, das rings umher von einer Reihe von Felsen in Form eines Amphitheaters begränzt ist, und endlich langt man auf einem engen steinigten Wege am Fuße eines sehr hohen und spitzigen Felsen an, wo man eine sehr geräumige und schauerliche Höhle vor sich sieht. Man kann bei niedrigem Wasser hinein gehen. Inwendig sind daselbst zwei andere Höhlen, wovon die eine über 60 Fuß höher ist, als der gewölbte Eingang, die andere aber ungefähr 100 Fuß breit, eben so lang, und nicht höher, als etwa 20 Fuß zu seyn scheint. In der Mitte dieser Höhle findet man ein eyrundes Becken, dessen größerer Durchmesser ungefähr 18 Toisen halten mag: und dies ist der Ort, wo ohne Geräusch und Schäumen die wasserreiche Quelle der Sorgue entspringt, welche da, wo sie aus dem Felsen heraustritt, schon kleine Kähne tragen kann.“

„Ordentlicher Weise verliert sich das Wasser in unterirdischen Gängen und füllt gerade nur das Becken bei der Quelle an: nach anhaltendem Regenwetter aber tritt es über eine Art von Damm, der auswendig queer vor der Höhle liegt, sammlet sich in einen spiegelglatten See, und stürzt sodann schäumend und mit fürchterlichem Geräusche über die Felsentrümmern hinab. Unaufhaltsam rauscht es daher, bis es unten in der Ebene, wo es keinen Widerstand mehr findet, einen ruhigeren Lauf beginnt. Das durch den Wiederhall vervielfältigte Geräusch des Wassers, der weit umher stäubende Schaum, die Einsamkeit der Gegend, der nackte hohe Fels, die Trümmern, welche theils schon durch große Risse von den übrigen Felsen ab-

gesondert, den Einsturz drohen, theils schon abgelöst und in dem lockern Erdreiche versunken, jeden Augenblick herabzurollen bereit sind; alle diese Gegenstände zusammengenommen, machen, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, einen ganz unbeschreiblichen Eindruck auf die Seele."

Ich komme auf **Petrarch** zurück. Der Rath zu Rom und die Universität zu Paris trugen ihm den Lorbeerkranz an, den er sich durch seine herrlichen Gedichte so wohl verdient hatte. Er wollte ihn lieber aus den Händen der Römer empfangen. Alle Großen jener Zeit weiteiferten, ihn mit Ehren zu überhäufen, man trug ihm Präbenden aller Art lange vergebens an.

Laura starb, (wie man sagt, im nemlichen Monate, am nemlichen Tage und zur nemlichen Stunde, in welchen vor Jahren **Petrarch** ihr seine Liebe, und sie ihm die ihrige erklärt hatte. Die Geburtsfeier ihrer Liebe war ihr Tod.) während er in Italien war, und nun war es ihm nicht möglich, ein Land wieder zu besuchen, das den kostbarsten Schatz nicht mehr enthielt, den einzigen, der ihm Avignon werth machte. Er nahm jetzt eine Präbende in Padua an; gegen das Ende seines Lebens (er starb 1374.) wiederfuhr ihm noch die Genugthuung, daß die Bürgerschaft von Florenz, die seinen Vater ehemals verjagt hatte, ihn in ihre Stadt zurück rief, und ihm alles wieder zurück gab, was seinem Vater abgenommen worden war.

Hannover, gedruckt bei Joh. Thom. Lamminger.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Palm, Georg Friedrich, 1760-1798

Lebensbeschreibungen und Charakterschildrungen berühmter Männer

Bd.: 2

Hannover (1797)

Biogr.c. 243-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070647-3
VD18 90121139